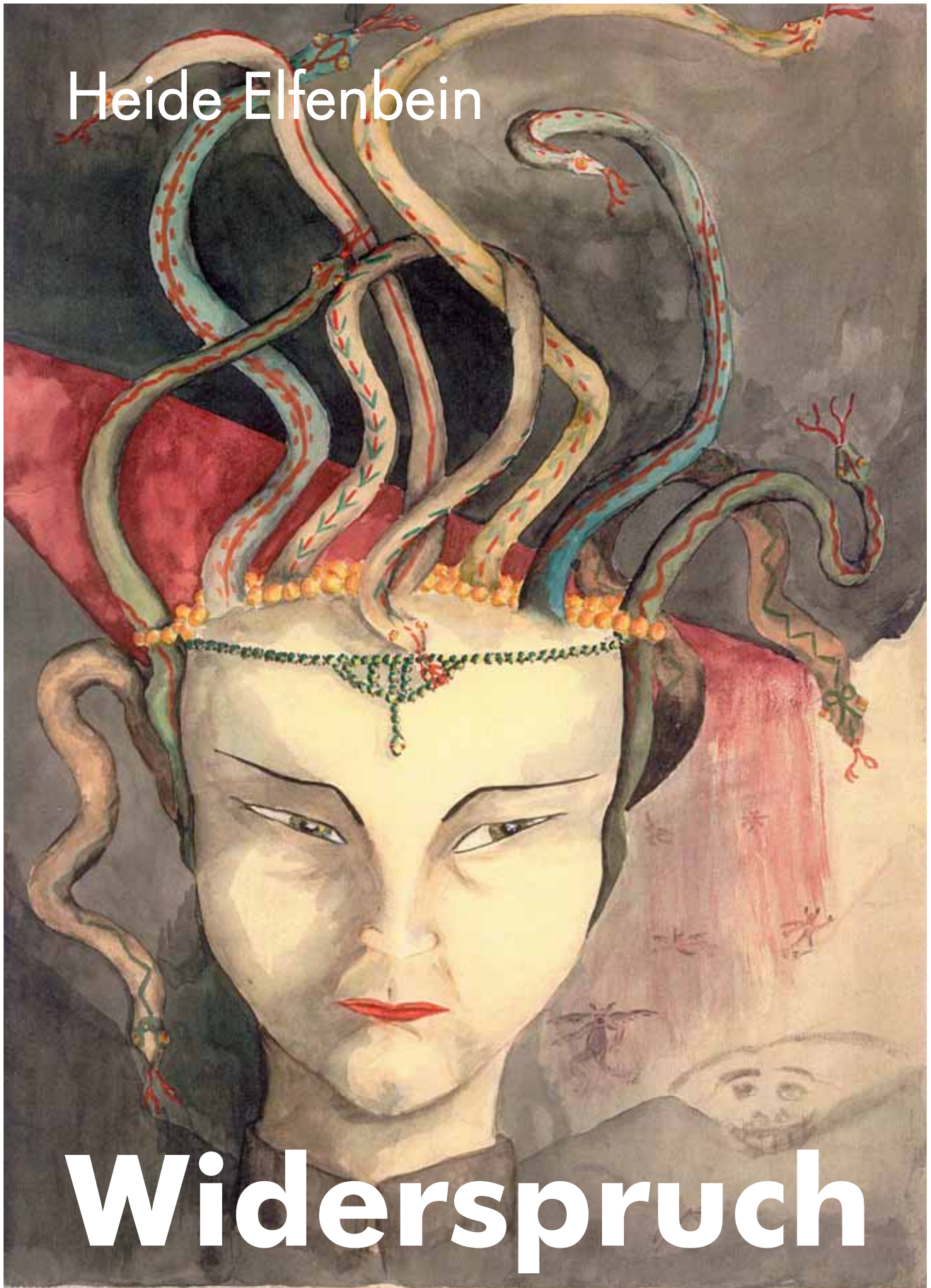


Heide Elfenbein



Widerspruch

Nicht alle waren damals Verbrecher

Cuvillier Verlag Göttingen

Widerspruch

Nicht alle waren damals Verbrecher

Heide Elfenbein

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Aufl. - Göttingen : Cuvillier, 2006

ISBN 3-86537-875-7

© CUVILLIER VERLAG, Göttingen 2006

Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen

Telefon: 0551-54724-0

Telefax: 0551-54724-21

www.cuvillier.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

1. Auflage, 2006

Gedruckt auf säurefreiem Papier

ISBN 3-86537-875-7

Danksagung

Als ich die Niederschrift meines Buches begann, fand ich von vielen Seiten Zustimmung und Unterstützung. Nicht nur in Deutschland. Vor allem mein Mann, Engländer, geboren und aufgewachsen in den USA, ermutigte mich dazu und half, wo ich seine Hilfe brauchte. Dafür bin ich ihm dankbar.

Dank muss ich aber vor allen jenen sagen, die bei der Gestaltung des Buches mithalfen.

Da ist meine Freundin Charlotte de Blois, Engländerin trotz des angeheirateten französischen Namens, die das Vorwort schrieb und den Inhalt meines Buches auch in Bezug zu gegenwärtigen Problemen setzt.

Das Nachwort verfasste Kevin Scott Mc Pherson, Sohn eines Amerikaners (Nachfahre in die USA ausgewanderter Schotten) und einer deutschen Mutter. Er wuchs in Deutschland auf und ist, wie man seinem Text entnehmen kann, ein überzeugter Deutscher. Für seinen engagierten Kommentar bin ich sehr dankbar und dafür, wie er das Thema aus der Perspektive einer nachfolgenden Generation sieht.

Innigsten Dank schulde ich ganz besonders meiner Lektorin Jutta Fritz, auf deren aktive Mitarbeit ich mich so gut verlassen konnte. Wir kennen uns seit zig Jahren, und es war wieder einmal eine Freude, mit ihr zusammenzuarbeiten.

Heide Elfenbein

Vorwort

Kann das Studium der Geschichte der Gesellschaft helfen, die Wiederholung begangener Fehler in Gegenwart und Zukunft zu vermeiden?

Vor langer Zeit verfolgte ich zu diesem Thema eine Debatte im englischen Fernsehen. Ein undeutliches Gesicht in verschiedenen Grautönen: Ich glaube, es gehörte A.J.P. Taylor, dem bekannten Historiker aus Oxford. Dieser vertrat die Meinung, dass man nicht erwarten könne, dass durch das Studium der Geschichte Fehler in der Zukunft zu vermeiden seien, weil dieselben Umstände sich nie genau so auf dieselbe Art wiederholten.

Natürlich widerstrebte diese These vielen Zuschauern. Sie waren mit seinen Gedankengängen so nicht einverstanden. Aber selbst Vertreter der didaktischen Werte der Geschichte mussten zugeben, dass die Tragödien der Vergangenheit als Lektionen für Gegenwart und Zukunft nur dann nutzbar werden, wenn wir über ein tiefes und genaues Wissen und Verständnis jener Tragödien, ihrer Hintergründe und ihrer Vorgeschichten verfügen.

Einstellungen zu Weltereignissen haben eine ihnen eigene Entstehungsgeschichte, die verwoben ist mit den unterschiedlichen, wechselnden Ansichten und der Reife der sie miterlebenden Generation sowie der folgenden Generationen und deren Informationen, der Art des Informiertwerdens und der Glaubwürdigkeit der Informanten. In den frühen 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, als Kinder in England »Gute und Böse« spielten, war jeder entweder ein »Guter« oder ein »Deutscher«.

Sechsjährige hatten keine Kenntnis, kein Wissen darüber, was sich in den Konzentrationslagern abgespielt hatte, aber Bomben, Flugzeuge und der Sieg waren eingeschlossen in ihre kindliche Sicht.

Erschütternde Bilder brachten ihnen als Herangewachsenen zehn Jahre später den Holocaust ins Bewusstsein. Sendungen über Auschwitz wurden zu dieser Zeit frühabends im Fernsehen übertragen. England war gerade im Begriff, eine multiethnische Gesellschaft zu werden, und der Vietnamkrieg tobte. Von vielen Bürgern wurden nicht-diktatorische Regierungen und Respekt vor rassischen Gruppen,

Völkern und Nationen als eine Vorbeugung gegen abartige, grauenhafte Scheußlichkeiten und Perversitäten angesehen.

Kinder, die »Gute und Böse« spielten, waren nun wie im Fernsehen entweder ein »Guter« oder ein Eindringling aus dem Weltall, ein »Space Invader«.

Während der 80er und 90er Jahre, als mehr Unterlagen erreichbar und untersucht worden waren, näherte man sich dem Phänomen Nazi-Deutschland sachlicher, wissenschaftlicher, mit weniger Vorurteilen und vielseitiger: Waren das Wachstum der Nazi-Partei und der Bestand ihrer Macht das Ergebnis der Angst vor der brutalen Regierung oder waren sie genährt von einer von unten her kommenden Intoleranz? Solche und viele andere Fragestellungen wurden differenziert bearbeitet. Viele blieben unbeantwortet und sind noch nicht ausreichend erforscht. Um befriedigende, umfassende Antworten ringen Historiker noch heute.

In den späten 90ern waren aber die Interpretation der Vorkriegs- und Kriegsgeschichte Deutschlands genau durch die Schulbehörden in den Lehrplänen für Geschichte festgelegt (für die Abschlussprüfungen sowohl der Realschulen als auch der Gymnasien). Dadurch erfuhr eine große Anzahl junger Leute Ansichten und vorläufige Informationen als Fakten (»Fait accompli«). Das faschistische Deutschland war und ist in Gefahr, als leicht verständliches und erklärbares, geschichtliches Phänomen einseitig dargestellt und aufgefasst zu werden: als eigenständige Geschichte mit einem plötzlichen Anfang, einer schrecklichen Mitte und einem zufriedenstellenden Ende, errungen durch den Sieg der Alliierten über die Deutschen. Es ist aber Teil eines geschichtlichen Gesamtzusammenhanges, welcher in der Kurzfassung verloren geht oder wenig Beachtung findet.

Es ist anzunehmen, dass jeder erwachsene Engländer die Kurzfassung kennt. Sie könnte »Der berechtigte Krieg« genannt werden. So wurden wir während des Beginns des Irak-Krieges an den Zweiten Weltkrieg erinnert, in dem Briten und Amerikaner einen »grausamen Welteroberer« bekämpften. Mit diesem Kampf haben wir Engländer im Rückblick volles Verständnis. Wir sind mit den damaligen Entscheidungen völlig einverstanden.

»Die Geschichte wird mich richten«, sagte Tony Blair, als er den Irak-Krieg unterstützte. Möglicherweise war die mehrmalige Sendung des

Fernsehromas über Churchill »The Gathering Storm« zu der Zeit kein Zufall. Dieser Film zeigt Kriegsgründe auf der Basis von Erkenntnissen des Geheimdienstes, von denen das Volk nichts wissen durfte. Er passte gut zu der Stimmung des Augenblicks. Wenn genügend Jahre über etwas vergangen sind, dass Dinge und Geschehnisse den Stoff für Vorwände oder Begründungen zu neuen Taten geben können, nähren sie den Glauben, dass sich Umstände wiederholen, so dass man die passende Aktion von damals als passend für die Gegenwart billigen könnte.

Damals aber wie heute war und ist es überaus wichtig, dass vereinfachte Versionen der Geschichte durch gründliche Forschung, Bewertung und vielseitige Betrachtungsweisen ergänzt werden.

Die Reaktion der im Buch beschriebenen Personen, die um ein Radio im Treppenhaus versammelt sind und Hitlers Reden anhören, oder der Bericht darüber, was nach dem Krieg an Unrecht im »4. Reich« geschah, wird den Lesern gegen eine negative Einseitigkeit in der Beurteilung von Personen, Völkern und Nationen helfen.

Es mag sein, dass die Erfahrungen Helgas, eines elfjährigen Mädchens arisch-jüdischer Abstammung, das wochenlang weitgehend auf sich alleine gestellt war und für die jüngeren Geschwister mitsorgte, während ihre Eltern von amerikanischen Truppen festgehalten und verhört wurden, eine bekannte Saite bei manchem modernen Iraker anklingen lassen.

Charlotte de Blois

Charlotte de Blois wurde 1950 von britischen Eltern geboren und verbrachte die meiste Zeit ihres Lebens in England.

Inhalt

Vorbemerkung	1
Widerspruch	1
Kindheitserinnerungen	3
Der Stiefvater	4
Der Gauleiter	8
Der Onkel	8
Die »mollige« Omi	9
Der Maler Otto Schoff	10
Haingasse 5	13
Die Holzfrau	14
Tante Lucie	17
Kriegsanfang	21
Freundinnen	25
Lesesüchtig	29
Luftangriff	30
Im Rollschuhclub	32
Vergünstigungen: Eintopf und Mutterkreuz	33
Auch ein Maler	35
Maria	36
Der Papagei	38
Verwandte	40
Verschüttet	41
Gerettet	44
Im Lager	46
In Sicherheit?	47
Der Schulweg	50
Die Arbeiter im Park	51
Meine Uniform	52
Die Gräber im Park	54
Bücher	56
Die Rotbuche	58
Die Westfront	60
Im Bunker	62
Der Einmarsch der Amerikaner	64
Wie Vati nach Hause kam	65
Die Kapitulation	67

Die Polen	68
Klavierstunden	70
Die Denunziation	75
Mein Geburtstag	78
Verhörmethoden der Besatzungsmacht	79
Muttis Entlassung	79
Die Suche nach Vati	80
Die Notzeit	81
Der Rettungsanker	86
Unsere Helene	88
Der Topf voll Wasser	89
Nutztiere	92
Das Gymnasium in Grünstadt	96
Lebensfreude	99
Im Gymnasium	100
Das Lager in Landau	105
Greta Björnfors	107
Gesichtspunkte	109
Köpenickiade	112
Richtung Bremen-Brasilien	115
Lebenshilfen	119
Wege ins Erwachsenwerden	120
Ein neuer Anfang	122
Die Währungsreform	123
Der Umzug	125
Hund und Rabe	128
Die neue Bundesrepublik	132
Karneval in Köln	133
Privatunterricht	134
Das Erdbeben	144
Früchte einer Freundschaft	148
Der Besuch in Eisenberg	149
Der Umzug nach Frankfurt	152
Die Verbindung	154
Waldorf Astoria	156
Eine kleine Trauer	157
Der Antrag	158

Vorbemerkung

In diesem Buch beschreibe ich die Kindheit einer gewissen Helga Goldstein. Dieser Name ist, wie die Namen ihrer engsten Familienmitglieder, erfunden. Um Persönlichkeitsrechte beschriebener Personen zu wahren, habe ich in diesem Buch auch andere Namen geändert, gekürzt oder Handlungen auf andere Persönlichkeiten übertragen.

Ich versichere aber, dass viele der beschriebenen Ereignisse und die Umstände, unter denen sie geschahen, zu meinen Jugenderinnerungen gehören, obwohl ich mir als Autorin natürlich auch die Freiheit genommen habe, einige Begebenheiten so zu verändern, dass Charaktere, Gefühle oder Gedankengänge mehr hervorgehoben werden.

Vor allem die Kriegsergebnisse und die schreckliche Zeit danach, beschrieben als das Schicksal der Familie Helgas, entsprechen den Tatsachen. In diesem Sinn soll und kann man ihr Schicksal als Bericht über historisch Stattgefundenes verstehen. Ich habe versucht, vieles aus der Geschichte meines Landes zwischen 1930 und 1955 lebendig werden zu lassen, wie es nicht nur von uns, sondern von zahlreichen meiner Zeitgenossen erlebt oder erlitten worden ist.

Dabei habe ich Wert darauf gelegt, jenen Menschen ein Denkmal zu setzen, die sich mit bewundernswertem Mut schlimmsten Umständen entgensetzten. Sie suchten den Geboten der Menschlichkeit und der Nächstenliebe auch unter größter Gefahr Rechnung zu tragen. Ihre Namen blieben unverändert. Sie wurden die Helden meines Lebens. Sie gaben und geben uns Glauben und Hoffnung, dass Moral immer ein Maßstab sein kann und selbst in einer Zeit, von der man in der Geschichte unseres Landes nur mit Entsetzen und Scham spricht, Richtschnur sein konnte.

Zu den Helden dieser unglückseligen Zeit zähle ich mit Stolz auch meine Eltern. Darum möchte ich ihnen dieses Buch in Ehrfurcht und Liebe widmen.

Heide Elfenbein

Widerspruch

Brief an *BBC-TV*:

Sehr geehrte Herren,

seit über vier Jahren lebe ich in England und sah regelmäßig BBC-TV. Ich bin deutsche Staatsangehörige, mit einem Engländer verheiratet.

Sind Sie erstaunt über seinen deutsch klingenden Familiennamen Goldstein? Das ist ein jüdischer Name. Auch meine Mutter war Halbjüdin.

Trotz des Horrors des 20. Jahrhunderts, bei welchem Deutschland eine beherrschende Rolle spielte, empfinde ich, dass Deutschland und die Geschichte Deutschlands seit 1945 eine bessere Bewertung der Welt verdienen, als Sie es in endlosen Serien, die nur über den Zweiten Weltkrieg und Naziverbrechen berichten, wie z.B. in der gegenwärtig präsentierten Serie über Auschwitz, erkennen lassen.

Meine Familie und ich hätten auf die deutsche Staatsbürgerschaft verzichtet, wären die Deutschen alle so, wie sie in Ihren Programmen dargestellt werden.

Ich war elf Jahre alt, als das Dritte Reich zusammenbrach. Meine Familie, meine Eltern und ihre vier Kinder, hätten sicher nicht überlebt, wenn es nicht so viele »Schindlers« gegeben hätte, mutige und hilfsbereite Anti-Nazis.

Manche haben ihre Zugehörigkeit zur Partei als Deckmantel benutzen können und benutzt, um den meinigen helfen zu können, als sie in Gefahr waren.

Da war zum Beispiel der Gauleiter von Würzburg, der Zahnarzt Dr. Hellmuth: Er besorgte, als ein Hilferuf aus Leipzig kam, meinem Vater eine SA-Uniform und gefälschte Papiere, die es ihm ermöglichten, jüdische Verwandte dort abzuholen und nach Bremen zu bringen, wo ein ehemaliger Schulfreund meines Vaters wohnte, dessen Vater Reeder war, und half, die Familie heimlich auf ein Schiff zu bringen, das nach Brasilien auslaufen sollte. Die Nachricht, dass unsere Verwandten dort gut angekommen waren, bekamen meine Eltern durch ihn.

Meine Patentante, eine Schulfreundin meiner Mutter, ermöglichte es, dass meine Eltern - trotz des ergangenen Verbotes, Mischehen zu schließen - in Wuppertal, einer Stadt, in der sie niemand kannte, mit geschönten Papieren heiraten konnten.

Ich könnte Ihnen noch viele Geschehnisse erzählen, die im Widerspruch zu Ihren Filmen stehen!

Darüber hinaus: Sie tun so, als ob die 12 Jahre des Dritten Reiches die gesamte Geschichte Deutschlands wären!

Darf ich Sie darauf hinweisen, dass die deutsche Geschichte zurückreicht bis in die römische Zeit? Die deutsche Kultur war in Europa während eines Zeitraums von mehr als tausend Jahren ein dominierender Faktor vom Baltikum nach Russland bis auf den Balkan. Ich sehe außerdem, dass sich Deutschland seit 1945, geprägt vom Entsetzen darüber, dass so etwas wie der Holocaust überhaupt möglich gewesen war, vollständig gewandelt hat. Das Deutschland heute ist das antimilitaristischste Land in der EU.

Kein Volk der Welt hat sich je so wie die Deutschen mit einer historischen Schuld auseinander gesetzt. Heute gibt es dort mit Sicherheit weniger Antisemitismus als irgendwo sonst in der EU, ausgenommen vielleicht in Holland und Schweden.

Nirgends hat das gesamteuropäische Bewusstsein tiefere Wurzeln geschlagen als in Deutschland, vor allem seit der Wende 1989.

Ich bin sehr stolz auf die unblutige Revolution, die der kommunistischen Diktatur in Ostdeutschland ein Ende bereitete, in Leipzig, wo sie begann, mit dem Ruf: »Wir sind das Volk!«

Warum berichten Sie nicht einmal darüber?

Mein Leben spiegelt eine andere Welt als die, die Sie so einseitig darstellen! Ich habe die Absicht, meine Erinnerungen aufzuschreiben. Aber es wird noch etwas dauern, bevor ein Buch daraus geworden ist.

In der Zwischenzeit wäre es gut, wenn Sie einmal von Ihrem dummen, verleumderischen Naziklischee für Gesamtdeutschland abkämen.

Obwohl die Naziuniform von Prinz Harry ein geschmackloser Witz war und ein peinlicher Unsinn, ist der Vorfall mit Sicherheit nicht wert, darüber so ein Geschrei in den Medien zu machen.

Für heute mit freundlichen Grüßen

Ihre Helga Goldstein

Dies nun sind meine

Kindheitserinnerungen

Als ich diesen Brief schrieb und mein Mann ihn mir, überzeugt, dass er wichtig sei, in fehlerfreies Englisch übersetzt hatte, kamen Erinnerungen an Zeiten hoch, die ich längst vergessen glaubte.

Vor langer Zeit hatte ich mir auf Wunsch meiner Tante Notizen gemacht, ihr auch Verschiedenes in Briefen berichtet. Aber wo waren die Abschriften dieser Briefe, die ich Tante Ruth geschickt hatte? Wo habe ich sie beim Umzug hingetan?

Sie wollte damals wissen, wie es uns in Deutschland ergangen wäre, nachdem sie, dreizehnjährig, mit ihren Eltern in Brasilien angekommen, dort miterlebt hat, wie sich mein Großvater eine neue Existenz aufbaute. Sie wollte wissen, wie es meine Eltern geschafft hätten, das Dritte Reich und die Notzeit danach zu überleben. Sie hatte mich, es ging ihr damals schon nicht mehr gut, in einem Brief gebeten, ihr aufzuschreiben, was ich aus meiner Kindheit wüsste, und ihr diese Berichte zu schicken. Ich hatte damit angefangen:

»Liebe Tante Ruth Schlimm, dass sie nur noch wenige Briefe erreichten, bevor sie an ihrer Lungenkrankheit starb. Ich hoffte so sehr, dass sie sich wieder erholen würde und dass wir uns irgendwann wiedersehen könnten! Sie war noch nicht alt.

Liebe Tante Ruth, du fehlst mir. Als könnten sie dich noch erreichen, will ich nun Erinnerungen an Ereignisse aus meiner Kindheit aufschreiben. Und nun soll endlich das Buch daraus werden, das zu schreiben ich mir schon so lange vorgenommen habe.

Kurz bevor mein Vater starb, fragte ich ihn nach dem Nachnamen des Gauleiters, von dem er uns so oft erzählt hatte, weil ich immer gedacht hatte, Hellmuth sei sein Vorname gewesen. Nein, mein Vater hatte stets seinen Nachnamen gebraucht.

Vati und er waren sich an der Universität in Würzburg begegnet. Vati war dort nach seiner Promotion Assistent. Er war als Student Mitglied einer sportlichen Studentenverbindung geworden.

Beim Waldlauf hatte er sich am Knie verletzt und musste zu einem Arzt. Dort begegnete er meiner Mutter. Sie arbeitete als Arzthelferin.

Er hat uns später oft geschildert, wie er sich in sie verliebt hätte, während sie sein Knie massierte. Er hatte sich schon bei der ersten Behandlung mit ihr privat verabredet.

Mutti lebte damals noch bei ihrer Mutter in einem Dorf in der Nähe Würzburgs am Main gelegen, in einem Haus, das seit 500 Jahren in der Familie meiner Großmutter war. Ich habe viele Erinnerungen daran, denn später waren wir oft mit den Eltern dort. Vor dem Haus stand eine Linde, unter der wir im Sommer mit den Dorfkindern Murmeln spielten, Bälle warfen oder uns mit unseren Puppen beschäftigten. Im Herbst wurden auf einem Feld, das Omi gehörte und das sie an einen Bauern verpachtet hatte, Zwetschgen geerntet. Da durften wir helfen. Danach hatten die erwachsenen Frauen kaum noch Zeit für uns, denn es wurde eingekocht. Vorräte für den Winter waren wichtig! Ein Teil der Zwetschgen wurden getrocknet. Die schmeckten im Winter besonders lecker! Meist gab es sie als Nascherei in der Weihnachtszeit.

Der Stiefvater

Meine Großmutter hatte, viele Jahre nach der Trennung von unserem Großvater, einen Mann geheiratet, der meine Mutter und ihre Halbschwester (ein Kind des verstorbenen ersten Mannes meiner Großmutter), Tante Minna, adoptierte. Sein Bild hing, solange ich denken kann, in Omis Wohnzimmer. Er versuchte, seinen Stieftöchtern ein guter Vater zu sein. Noch kurz vor seinem Tod, erzählte mir später unsere »Stefter Omi«, hatte er eine eidesstattliche Erklärung unterschrieben, in der er versicherte, dass Mutti seine voreheliche Tochter sei, um ihre nichtarische Abstammung vor den Nationalsozialisten, die an die Macht gekommen waren, zu verschleiern.

Meine Großmutter war lutherisch-protestantisch. Er war streng katholisch. Als er schwer erkrankte, kam er in ein Krankenhaus, in dem die Patienten von Nonnen versorgt wurden.

Vor seinem Tod wurde ihm dort - wie allen gläubigen Katholiken - von einem Priester die Beichte abgenommen.



1938 , Würzburg
Die kleine Schwester muss
getröstet werden

Er verließ sich auf das Beichtgeheimnis und bekannte den Meineid, den er geleistet hatte. Das war neben der Tatsache, dass er eine evangelische Frau ohne den Segen der katholischen Kirche nur standesamtlich geheiratet hatte, also nach streng kirchlicher Auffassung mit ihr in wilder Ehe lebte, der Grund, dass die Nonnen, als es mit ihm zu Ende ging und er im Todeskampf nach seiner geliebten Frau rief, diese als »Ursache so vieler Sünden« nicht mehr zu ihm ins Zimmer ließen. Sie stand vor der Türe, weinte, rief ihn, hörte ihn rufen und hatte nicht die Möglichkeit, ihm noch einmal die Hand zu halten, mit ihm zu sprechen.

Nie hat meine Großmutter das verwunden! Eine große Abscheu, ja geradezu Hass, auf die Katholische Kirche hatte diese Grausamkeit fanatischen Denkens in ihr hervorgerufen. Immer wieder sprach sie zu uns Kindern davon. »Glaubt, was euer Herz euch fühlen lässt! Gut und Böse bestimmen nicht irgendwelche Religionen, sondern das Gesetz der Liebe. Und wenn ihr nach Gott fragt, dann denkt zuerst an ihn dort, wo Liebe herrscht. Denn er hat sie allen Menschen geboten, ohne Einschränkungen durch irgendwelche Pfaffen oder deren Gehilfen. Wozu immer die sich auch bekennen mögen!«

Als ich erwachsen wurde, begriff ich, dass sie, die als »Sünderin« Verfemte, von einer innigeren und aufrichtigeren Religion erfüllt war als mache Priester. »Gott«, pflegte sie zu uns zu sagen, »Gott ist nie der alte Mann mit dem weißen Bart oder die Taube, wie es auf vielen Bildern dargestellt wird. Gott ist das Urgesetz allen Lebens, dem wir zu gehorchen haben! Gott ist jenseits des menschlichen Bewusstseins, jenseits unseres Begreifens. *Man kann ihn nur erfahren.* Deshalb sollen wir, wie es in der Bibel steht, uns »kein Bildnis oder Gleichnis machen«. Gott ist jenseits unserer Begriffsmöglichkeiten. Darum wird Religion so oft von Menschen missverstanden. Aus diesem Missverständnis heraus haben viele Religionen Fanatiker hervorgebracht. Und wenn ich Gott um eines bitte, dann darum, dass er uns vor diesen Leuten schütze!«

Ich war 18 Jahre alt, als Omi an Magenkrebs starb. Sie hatte, als ihre Krankheit ausgebrochen war, eine Weile bei uns gelebt. Meine Mutter pflegte sie lange liebevoll, als sie bettlägerig geworden war. Dann kam Omi zur Operation ins Krankenhaus und starb nur wenige Tage später.

Als sie bei uns zu Hause lag, hatte ich mein Zimmer nur teilweise für sie geräumt. Ich hatte die meisten meiner Schulbücher darin und war dabei, mich aufs Abitur vorzubereiten. So ergab es sich, dass ich abends noch länger bei ihr saß. Wenn ich endlich die Bücher und Hefte beiseite legte, bat sie mich, bei ihr zu bleiben und begann mit mir zu sprechen. Diese Gespräche dauerten einige Male fast bis in die Nacht. Ich erfuhr Dinge, die mir meine Eltern nie erzählt hatten, eben auch jene erschütternde Geschichte, die sich beim Tod ihres Gatten ereignet hatte.

Der Gauleiter

Natürlich wussten viele Leute im kleinen Dorf, wer der richtige Vater meiner Mutter war. Deshalb gingen in Würzburg immer wieder von übereifrigen Hitleranhängern Anzeigen ein, dass meine Mutter Halbjüdin sei. Sie gelangten regelmäßig auf den Schreibtisch jenes Mannes, den mein Vater von der Universität her kannte, den Gauleiter Dr. Hellmuth. Dann bekam mein Vater von ihm einen Anruf. Er besuchte ihn daraufhin wie verabredet im Büro spät abends, als das Haus leer war. Dr. Hellmuth warf diese Briefe im Beisein meines Vaters in den Ofen. Manchmal konnten sie sogar feststellen, wer sie geschrieben hatte. Meist aber waren die Absender anonym. Er verhielt sich danach so, als hätte er nie einen solchen Brief erhalten.

Wie er weiterhin meiner Familie half, ist in späteren Kapiteln eingeflochten.

Der Onkel

Tante Minna hatte auch geheiratet. Ihr Mann war ein SS-Mann. Ob er von Muttis Abstammung wusste? Sicherlich! Irgendwann musste er davon erfahren haben. *Eine* Anzeige, wurde später behauptet, müsse von ihm gewesen sein. Er habe wahrscheinlich gehofft, dass seine Frau Omis Anwesen allein erbe, wenn unsere Familie »ausgeschaltet«

sei. Ich bin nicht sicher, ob das so war, denn gesehen haben wir diese Anzeige nie.

Er war relativ früh nach Italien versetzt worden. Ich bin ihm nur ein- oder zweimal begegnet, wenn er auf Urlaub war und wir Ferientage in Omis Haus verbrachten.

Tante Minna wohnte mit ihren zwei Söhnen, unseren Vettern, in einem Nachbarhaus. Da war ihr Mann stets nett zu seiner kleinen Nichte, obwohl er gemeinhin als unfreundlich und brummig verschrien war. Sogar Tante Minna hörte ich sagen, er sei ein »schwieriger Mensch«.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches wurde er in Italien gefangen genommen. Da schrieb er einen Brief mit der Bitte, dass Mutti ihm bestätige, dass er nie etwas gegen Juden gehabt hätte. Mutti schickte ihm die Bestätigung. Schließlich ging es ja auch um Tante Minna und die Kinder. Er wurde bald darauf entlassen.

Die »mollige« Omi

Mit Vatis Mutter hatten wir ein ebenso herzliches Verhältnis wie mit der »Stefter« Omi. Wir Kinder nannten sie die »mollige« Omi, nicht etwa weil sie rundlich war, das war sie absolut nicht. Im Gegenteil! Aber abends, wenn wir ins Bett geschlüpft waren, kam sie immer noch einmal, um uns »Gute Nacht« zu sagen. Dann zog sie die Steppdecke über unsere Schultern und stopfte sie fest. Dabei sagte sie: »So, das ist jetzt schön mollig (warm), nicht wahr?« Dann küsste sie uns, machte das Licht aus und verließ das Zimmer.

Natürlich besuchte sie uns auch in Würzburg. Ich erinnere mich an die langen, sommerlichen Spaziergänge im Park der Residenz. Sie schob meine kleine Schwester im Sportwagen, und ich hüpfte lustig um die beiden herum. Irgendwann setzte sie sich dann auf eine Bank am Weg und ruhte sich aus. Da kam ich zu ihr, suchte mir ein Stöckchen, und begann, im Sand Figuren und Bilder zu zeichnen. Bald darauf bekam ich einen Zeichenblock und Buntstifte geschenkt, denn Omi hatte meinen Eltern begeistert von meinen »Kunstwerken« im Sand berichtet: Ein Schweinchen hätte ich auf den Spazierweg gemalt,

ein Schweinchen, das ganz natürlich ausgesehen hätte! Das hätte ich, wie Vati, von ihrem Bruder, dem Maler Otto Schoff, geerbt, von dem so wunderbare Bilder in unserer Wohnung hingen.

Stolz, dass man mich eines so großen Talentes pries, beschäftigte ich mich begeistert viele Stunden damit.

Die Gunda, das Mädchen, das mit ihren Eltern über uns in der Haingasse wohnte, war älter als ich. Wir spielten manchmal zusammen. So schöne Malsachen wie ich hatte sie nicht! Sie war eifersüchtig, bemerkte ich mit Erstaunen, bis sie selbst ebenfalls Mal- Utensilien zum Geburtstag bekommen hatte.

Der Maler Otto Schoff

Damals wussten wir noch nicht, welches Schicksal Onkel Otto beschieden sein würde.

Er war 1888 in Bremen geboren.

Nach seiner Ausbildung hatte er ein Jahr in Paris gelebt und studiert, wie viele deutsche Künstler. Dann ging er nach Berlin, gehörte dort zum Zillekreis. Seine Bilder und Zeichnungen waren begehrt. Er lebte bis zur Machtübernahme der Nazis gut davon. Dann aber, als zu den »Modernen« gehörend, wurden seine Bilder zur »Entarteten Kunst« erklärt. Sie wurden auch in der so benannten Ausstellung gezeigt.

Schwer wog zudem, dass die meisten seiner Kunden und Gönner jüdische Geschäftsleute gewesen waren. Er bekam Malverbot. SS-Leute stürmten sein Atelier und vernichteten sein gesamtes Arbeitsmaterial. Er durfte darüber hinaus keine andere gewinnbringende Arbeit annehmen.

Seine Lebensgefährtin, die auf vielen Bildern wunderbar dargestellte Ilse, versuchte nun allein beider Lebensunterhalt aufzubringen. Nach außen hin verschwieg das Paar tapfer seine Not. Als Onkel Otto anfang zu kränkeln, bekam er kaum ärztliche Versorgung.

Er starb 1938 in Berlin an Tuberkulose.



1935, Berlin
Am Wannsee, Otto Schoff

Ilse sorgte dafür, dass seine Geschwister die Bilder erhielten, die sie hatten retten können. Daher sind so viele seiner Werke erhalten und in der Verwandtschaft verteilt. Jeder von uns hat heute einige davon.

Danach nahm sich Ilse das Leben. Ohne ihren Otto war für sie alles sinnlos geworden.

Haingasse 5

Unsere Wohnung in Würzburg war in einem Haus, das man durch eine große, gepflasterte Toreinfahrt betrat, die in einen Hof führte. Ein idealer Spielplatz für Kinder! Unter der Toreinfahrt war die Eingangstüre zum Treppenhaus, das in die Wohnungen führte. Wir wohnten im ersten Stock, die Gunda, wie ich schon sagte, mit ihren Eltern über uns. Auf der rechten Seite des Hofes waren die Schuppen vor der großen Mauer. Jeder Hausbewohner hatte darin einen abgeteilten Bereich. Die Vorderwände der Schuppen sahen aus wie ein überdachter Bretterzaun. Das Dach darüber verlief schräg nach vorne. Ich erinnere mich deshalb so genau daran, weil dieser Schuppen der Anlass zu einem herzlichen Gelächter der Erwachsenen war.

Vati hatte mir aufgetragen, in den Hof zu gehen und eines seiner Werkzeuge in den Schuppen zu bringen. Ich tat, wie mir befohlen. Als ich bemerkte, dass ich die Lattentüre nicht öffnen konnte, steckte ich das Gerät in die Lücke zwischen zwei Brettern.

»Hast du getan, was ich dir sagte?«, wollte mein Vater wissen, als ich zurück in die Wohnung kam. Stolz baute ich mich vor ihm auf: »Ja, Vati. Und weil die Türe verschlossen war, habe ich es durchs Strichloch (ich wusste nicht, wie ich den Zwischenraum zwischen den Latten sonst hätte beschreiben können) geworfen.«

Das Lachen der Erwachsenen über meine Wortschöpfung verstand ich nicht, aber ich genoss die Aufmerksamkeit, die sie mir verschaffte. Noch lange wurde von Helgas »Strichloch« erzählt. War das schon der Anfang einer sprachlichen Kreativität, wie ich sie heute so sehr brauche? Daran würde ich zu gerne glauben!

Die Holzfrau

Noch etwas anderes, was ich mit Würzburg verbinde, beeinflusste mein ganzes Leben. Als meine Schwester Ute geboren war, wurde ich eifersüchtig. Sie war ein besonders süßes Baby. Alle Aufmerksamkeit der Erwachsenen wandte sich jetzt meiner jüngeren Schwester zu. Wenn wir durch die Stadt gingen, wurde Else meist auf das Brett über Utes Kinderwagen gesetzt und durfte mitfahren. Ich musste an der Hand irgendeines Erwachsenen dahintrippeln. Mit den Kleineren wurde geschmust, sie wurden angelacht.

Und ich? Ich musste die »Große«, die »Vernünftige« sein! Zumindest bildete ich mir das ein.

Die Straßen in Würzburg waren damals mit buckligem Kopfsteinpflaster gepflastert. Mutti war eine elegante Frau und versuchte, in hohen Stöckelschuhen darüber zu gehen. Aber, oh weh! Oft knickte sie um und hatte dann Tage lang einen geschwollenen, schmerzenden Knöchel. Drei Kinder zu versorgen und Schmerzen beim Gehen und Stehen war nicht einfach. Die Omis kamen, halfen, versorgten. Mutti gehörte ihr Mitleid und alle Aufmerksamkeit. Ich war schon wieder eifersüchtig!

Einmal, die Stefter Omi war bei uns, da gingen wir wieder durch die Stadt. Da knickte ich um, jammerte und heulte! Hatte ich das richtig gemacht? Es tat wirklich weh und mein Knöchel schwoll an! Vati nahm mich auf seine Schultern und trug mich nach Hause. Alles drehte sich plötzlich um mich. Herrlich! Wie schön! »Das Kind hat deine schwachen Gelenke geerbt«, sagte Omi zu Mutti. Für kurze Zeit war in der Familie mein Unfall das Hauptthema, ganz wie ich es mir gewünscht hatte! Man wollte vorbeugend etwas tun, um die »schwachen Gelenke« zu stärken. Ich wurde in einer Ballettschule angemeldet. An den Unterricht erinnere ich mich kaum noch. Aber an die Ballettlehrerin. Ich nannte sie die »Holzfrau«. Sie hatte ein steinernes Gesicht. Niemals hat sie auch nur einmal gelächelt.

Zu Weihnachten bekam ich ein gelbes Ballettkleid aus Tüll, der auf der Haut kratzte. Aber ich protestierte, wenn ich es ausziehen sollte. Spitzenschuhe bekam ich, mit denen ich durch die Gegend trippelte wie eine kleine Ballerina.



1937, Würzburg
Im Park der Residenz

Tante Lucie

Als uns einmal Tante Lucie besuchte, meine Patentante, führte ich ihr meine Tanzkünste begeistert vor. Sie war jene Schulfreundin von Mutti aus dem Internat, das zu besuchen ihr Stiefvater ermöglicht hatte. Von ihr muss ich mehr berichten! Als sich Mutti und Vati entschlossen hatten zu heiraten, waren gerade die Rassengesetze erlassen worden. Es schien für sie unmöglich, dort zu heiraten, wo man Muttis Abstammung kannte. Zwar hatte sie die eidesstattliche Erklärung von Muttis Stiefvater. Aber es gab um Würzburg herum zu viele Leute, welche die Wahrheit kannten. Außerdem war Mutti nun zwar »arisch«, aber nichtsdestotrotz »unehelich«, damals, für uns heute unbegreiflich, ein starker gesellschaftlicher Makel, wenn auch kein gefährlich werdender.

Da war es wunderbar, dass Tante Lucie dazu verhalf, dass Mutti und Vati in ihrem weit von Würzburg entfernten Wohnort Wuppertal das Aufgebot bestellen und unbehelligt heiraten konnten. So wurde sie meine Patentante. Und was für eine Patentante! Sie lebt noch. Ich liebe sie sehr. In meinen Briefen versuche ich sie das wissen zu lassen, denn sie ist alt, und ich weiß nicht, wie viel Zeit mir noch bleibt, ihr dafür zu danken, dass sie mir durch die unverbrüchliche Freundschaft zu meiner Mutter eigentlich mit auf diese Welt verholpen hat. Auch sie zähle ich zu den Helden aus der Geschichte unseres Landes, die ich aus tiefstem Herzen verehere! Auch sie war ein »Schindler«! Eben auf ihre Art.

1939/40 zogen wir von Würzburg nach Ludwigshafen in die Pfalz.

Dr. Hellmuth hatte zu einem Umzug geraten. Es traf sich gut, dass Vati als Wissenschaftler bei den IG-Farben gebraucht wurde. Er arbeitete an Erfindungen wie gehärtetem Glas (wichtig für Flugzeuge), einem Kunstgummi, der ein Vorläufer für die späteren »Kreppsohlen« war, und anderem. Das alles wurde besonders gebraucht, als der Krieg ausgebrochen war. Darum wurde er vom Wehrdienst freigestellt.

Er war erleichtert darüber. Für diese Regierung, die ihm die Liebe zu seiner Frau verbot, wollte er nicht kämpfen! Er war zudem ein überzeugter Pazifist. Das begriff ich, als ich älter geworden war, an der Art, wie er uns erzog. Auch ich wurde eine überzeugte Pazifistin.

Allerdings ist diese Überzeugung heutzutage nicht mehr gefährlich. Damals galt sie als Vaterlandsverrat! Man musste vorsichtig sein, durfte nichts darüber verlauten lassen.

Später, als Erwachsene, habe ich mit Vati oft darüber gesprochen. Es war mir, vor allem als Teenager, unbegreiflich, wie so viele Menschen hatten auf die Propaganda des Hitlerregimes hereinfliegen können. Er erläuterte mir, dass gar nicht so viele den proklamierten Sprüchen des Regimes geglaubt hätten, wie es offiziell den Anschein hatte, sondern dass die Leute sehr oft genötigt waren, Zustimmung zu absurden Meinungen vorzutäuschen, um ihre eigene Haut oder die ihrer Familie zu retten. Auch in unserer Familie hielt man wohlweislich in der Öffentlichkeit den Mund!

In Ludwigshafen wurde mein Bruder Kai geboren. Meine Eltern waren selig. Endlich ein Junge! Der war aber auch süß! Ich war ganz vernarrt in ihn. Ebenso meine Schwestern. Die kleine Ute konnte das Wort »Brüderchen« nicht aussprechen. Sie begann immer wieder: »Pü-Pü-Pü-«. Darum riefen wir ihn bald alle nur noch »Pü«. Noch heute rede ich ihn so an, wenn ich in besonders liebevoller Stimmung bin.



1940, Ludwigshafen am Rhein
Ein kleiner Bruder wurde
geboren. Spaziergang zu viert
am Rhein

Kriegsanfang

An den Tag, an dem der Krieg begann, erinnere ich mich genau. Wir Kinder mussten mucksmäuschenstill sein. Die Erwachsenen saßen vor dem Volksempfänger und lauschten den Reden markiger Stimmen. Arbeiter waren von der Straße gekommen und hatten sich um ein Radio versammelt, das jemand in den Hausflur im Erdgeschoss gestellt hatte. Sie saßen auf den Treppenstufen, rauchten und lauschten. Wir wohnten oben im vierten Stock. Mutti hatte uns von der Loggia aus gerufen, als wir unten wie gewöhnlich im Sandkasten spielten. Wir sollten sofort nach oben kommen, schnell, aber ganz leise, bitte! So schlichen wir an den Männern vorbei. »Psst! Psst!«, machten die Erwachsenen, als uns Mutti die schmutzigen Schuhe auszog.

Erst als die Sendung vorüber war, begannen aufgeregte Gespräche. Ich hatte nicht verstanden, um was es ging. Ich war ja erst fünf Jahre alt. Ich fragte die »mollige« Omi.

»Es ist Krieg.«

»Krieg? Was ist das?«

Irgendwie hatte sich die Aufregung der Erwachsenen auf mich übertragen. Ich wollte wissen, was vorging!

Omi sah mich an: »Krieg heißt, dass Menschen, Soldaten, einander töten, dass Schiffe versinken, Häuser abbrennen! Dein Großvater, mein Mann, ist im Weltkrieg gefallen.« Sie hatte Tränen in den Augen.

»Brennt dann unser Haus auch ab?«

»Das könnte passieren, wenn der Krieg näher käme.«

Sie hatte ihre Arme um mich gelegt. Ich riss mich los und stürzte zur Wand des Kinderzimmers, legte die Hand darauf.

»Omi, Omi, die Wand ist ja schon ganz warm!«

»Dummerchen, das ist von der Sonne, die die Wand gewärmt hat. Der Krieg ist weit weg von uns.«

»Noch«, setzte sie leise hinzu.

Ich schaute wieder zur Wand. Die Sonne schien durch die grün gemusterten Vorhänge auf die grünliche Tapete, auf der Blümchen

und Beeren gedruckt waren. Ich liebte das Muster und hatte schon einige Male versucht es abzumalen.

Dann lenkten mich die weißen Mäuse ab. Vati hatte uns zwei aus dem Labor mitgebracht. Wir hatten ihnen einen Stall im Puppenhaus gebaut. Dort schien es ihnen zu gefallen, denn sie hatten sich schnell vermehrt. Zu schnell! Wir spielten oft mit ihnen, mit vorsichtigen Fingern, wie die Eltern es uns gezeigt hatten, damit wir sie nicht quälten. Ja, man kann sagen, mit liebevollen Fingern! Am liebsten fütterten wir sie. Als Kai älter geworden war und eine Kindereisenbahn bekommen hatte, mit der auch Vati gerne spielte, setzten wir sie manchmal in die Wagen und ließen sie mitfahren. Sie schienen das zu genießen, denn manchmal, wenn die Bahn hielt, krabbelten sie von selbst hinein.

An noch einen anderen Tag einige Jahre später erinnere ich mich, an dem Leute von der Straße in unseren Hausflur gekommen waren und einem Radio lauschten. Auch diesmal schienen sie ganz erstarrt zu sein. Sie regten sich zunächst auch nicht, als eine Stimme schrie: »Wollt Ihr den totalen Krieg?«

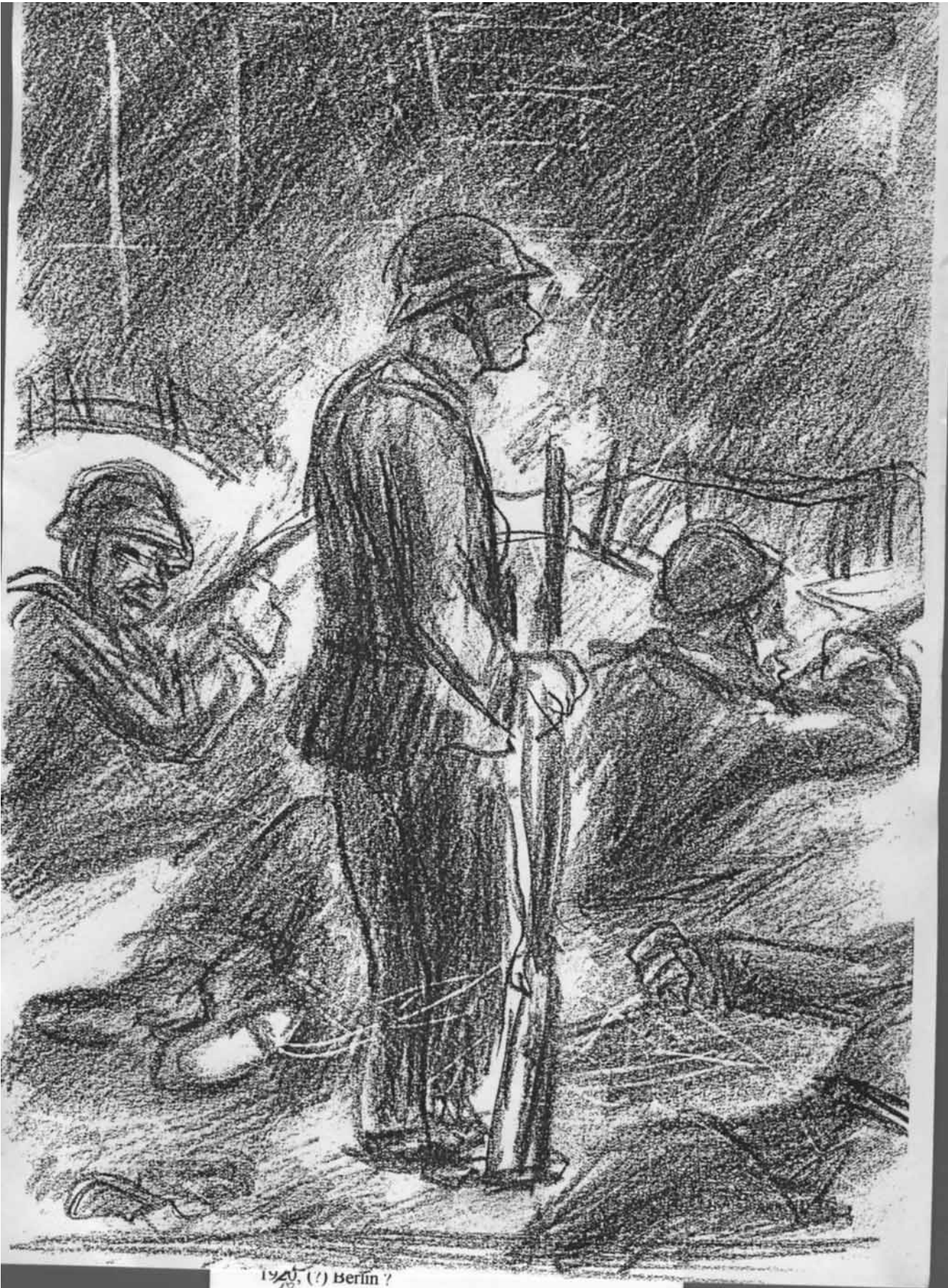
Daraufhin erscholl lautes Sieg-Heil-Geschrei aus dem Empfänger. Aber die Leute auf der Treppe schrieen nicht mit. Einer erhob nach einer Pause schließlich den Arm.

»Was seid Ihr für Flaschen!«, sagte er. »Auf Leute! Das heißt ‚Sieg-Heil!‘ - Der Führer wird den Krieg doch ganz ohne Zweifel gewinnen!« Und dann mit einem lauernden Unterton in der Stimme: »Oder zweifelt etwa einer von euch daran?«

Da hoben auch die andern den Arm, aber ohne allzu laut dabei zu schreien.

Dr. Oster kam aus der Türe, der Arzt, der zwei Stockwerke unter uns wohnte, und im Parterre seine Praxis hatte: »Los Leute, geht jetzt! Oder habt ihr heute nichts mehr zu tun? Ich muss wieder in meine Praxis! Die Arbeit ruft!«

Ich beeilte mich, nach oben zu kommen. Mutti hatte uns schon lange gerufen. Und die Ute trödelte so. Else, die Tüchtigste von uns dreien, rannte voraus die Treppe hoch. Die Stefter Omi stand an der Türe und wartete auf uns. Sie hatte wieder ihren gelbschwarzgestreiften Kittel an, den Vati ihren »Bienenkittel« nannte.



1920, (?) Berlin ?
18 "Krieg". Otto Schoff

Freundinnen

1940 war ich, sechs Jahre alt, in die Volksschule, die Wittelsbachschule gekommen. Hier fand ich Freundinnen, aber auch Feindinnen. Weil ich schüchtern war und mich nicht richtig wehrte, begannen mich einige Klassenkameradinnen zu schikanieren.

Einmal verordnete mir eine ihrer Anführerinnen Klassenkeile, weil ich nicht zum germanischen Typ gehöre, nicht blond und blauäugig sei, sondern dunkelbraune Augen und schwarze Haare hätte. Auf dem Heimweg fiel eine ganze Horde über mich her. Blutig geschlagen und zerkratzt kam ich zu Hause an. »Du musst lernen, dich zu wehren, Kind!«, riet Mutti, als sie meine Wunden versorgte. »Sonst machen die das immer wieder!«

»Aber die waren doch so viele«, antwortete ich, »fast die ganze Klasse!«

»Dann musst du dir Freundinnen suchen, die dir helfen. Jeder Mensch braucht Freunde, die ihm helfen, sonst kann er nicht überleben. Ist nicht die Bärbel in deiner Klasse, die Tochter von Vatis Chef? Ihr erzähle, was die mit dir gemacht haben! Sie wird deine Freundin sein, ich bin ganz sicher!«

Die Bärbel saß hinter mir. Ich brauchte sie am nächsten Tag gar nicht ansprechen. Als sie die vielen Pflaster und Wundverbände sah, fragte sie ganz von selbst, was mir passiert sei. Ich erzählte es ihr. Sie war empört. »Warte, das sag ich dem Lehrer!«

Sie tat es. Aber der tat die Sache als unwichtig ab. Es gäbe dringendere Probleme! - Bärbel wurde wütend.

»Gut, wenn der so doof ist«, murrte sie, »dann nehme ich die Sache selbst in die Hand!«

Tatsächlich sammelte sie, auch aus den Parallelklassen, eine Gruppe von Mitschülerinnen zusammen, denen sie erzählte, wie sich »manche Leute« benähmen. Diese Mädchen wurden nun meine »Schutztruppe«, begleiteten mich sogar mehrere Tage lang nach Hause. Es war nicht zu glauben! Sogar einige derer, die mich geschlagen hatten, kamen zu mir, entschuldigten sich, sie hätten das doch nicht so gemeint. Und eigentlich hätte sie nur die. . . . aufgehetzt

und gesagt. . . . Aber sie wären viel lieber meine Freundinnen, und ob ich ihnen noch böse wäre.

»Nein, bin ich nicht«, sagte ich großmütig.

»Schleimies«, sagte Bärbel, als ich es ihr erzählte, »aber besser so als anders. Du weißt ja, wem du vertrauen kannst, oder?«

Da gab ich ihr einen Kuss, denn es konnte uns gerade niemand sehen und mir war danach.

Ich erzählte Bärbel, dass wir Mäuse, Kaninchen und sogar Hühner hätten, und lud sie ein, unsere Viecher zu begucken. An einem freien Nachmittag kam sie. Es wurde ein wunderbarer Nachmittag. Mutti hatte Kuchen gebacken und Johannisbeersaft für uns gemacht. Die mollige Omi zeigte uns, wie man strickt.



1938 (?), Berlin
"Freundinnen", Otto Schoff

Lesesüchtig

Der Unterricht in der Schule machte Spaß. Mutti brachte mir Lesen bei. Ich bekam einen Kasten voller Buchstaben, die man zu Wörtern zusammenstecken konnte. Das war sehr vorteilhaft, denn das Spielen damit ergänzte den Unterricht. Ich war erfolgreich, wurde gelobt! Besessen stürzte ich mich auf immer neue Leseversuche. In der Straßenbahn las ich laut alle Schilder: »Nicht in den Wa-gen spuk-ken!«. . . . « Nicht mit dem Fah-rer spre-chen!«. . . . »Tü-ren nicht-öff-nen be-vor der-Wa-gen hält!« Und später die Plakate mit der schwarzen Schattengestalt auf gelbem Grund, die überall hingen: »Vor-sicht bei Ge-sprä-chen Feind hört mit!«

»Stopp!«, sagte Mutti oft. »Stopp! Du kannst uns doch nicht alles vorlesen, was du siehst!«

Ich glaube, eine Weile habe ich sie und die andern mit meiner Lesewut sehr genervt! Das änderte sich, als die ersten Kinderbücher mit Texten auf den Geburtstagstisch kamen. Die las ich den Geschwistern vor. Aber ich nahm meine Lektüre auch mit aufs Klo. Dort saß ich stundenlang, wenn mich keiner vertrieb, und las.

Als ich eine Taschenlampe ergattert hatte, las ich abends sogar heimlich unter der Bettdecke, bis mich die Geschwister verrieten. Sie jammerten, sie könnten nicht einschlafen. Ab dann wurde abends kontrolliert, ob sich noch eine Taschenlampe oder ein Buch in meiner Nähe befand.

Die Beschäftigung mit Büchern wirkte auf mich nicht immer positiv. Einmal träumte ich von einem Drachen, über den ich am Tag gelesen hatte. Im Traum versuchte ich das Riesenvieh mit den Füßen von mir zu stoßen und schrie vor Angst. Ich hatte wirklich laut geschrien. Nicht nur geträumt! Die mollige Omi kam, weckte mich, tröstete mich, nahm mich in ihre Arme, bis ich mich wieder beruhigt hatte. Dann zog sie die Bettdecke über meine Schultern, damit ich »schön mollig« war, und hielt meine Hand, bis ich wieder eingeschlafen war. Wie schön die wirkliche Welt sich anfühlte, wenn Omi da war!

Luftangriffe

Es gab immer häufiger Fliegeralarm.

Vor unseren Betten standen jetzt Stühle, auf denen unsere Trainingsanzüge lagen, und vor den Stühlen Schuhe, in die man schnell schlüpfen konnte. Wenn nachts die Sirenen heulten, mussten wir alles geschwind über dem Schlafanzug anziehen können. Dann rannten wir hinunter in den Luftschutzkeller, der unter unserem Haus ausgebaut worden war. Zwischen den Holzbalken, die wie Pfeiler aufgestellt waren, um im Notfall die Decke abzustützen, waren Pritschen, auf die wir uns legen konnten, wenn der Fliegeralarm länger dauerte. Sie waren nicht so gemütlich wie unsere kuscheligen Betten oben im Kinderzimmer. Die Wolldecken kratzten. Aber wir nutzten sie, denn am nächsten Tag sollten wir ja wieder frisch sein, vor allem, wenn der nächste Tag ein Schultag war.

Meistens hörte man nur das Geballer der Luftabwehr und hin und wieder das Heulen einer Bombe und eine nachfolgende Explosion weit entfernt. Ziele der feindlichen Angriffe waren vor allem die Bahnhöfe, Brücken und Fabriken.

Als ich Diphtherie bekam, wies mich Dr. Oster ins Krankenhaus ein. Ich kam in die Infektionsabteilung. Da waren Glaswände in den Fluren zwischen den Patienten und den Besuchern. Zu meinem Erstaunen hatten sich nicht nur Kinder diesen Bazillus eingefangen, sondern auch Erwachsene. Man nannte Diphtherie doch immer eine »Kinderkrankheit«?! Eine Frau mittleren Alters lag mit mir im selben Zimmer. Sie war sehr nett zu mir. In den ersten Tagen, als es mir besonders schlecht ging, rief sie die Schwester, wenn sie bemerkte, dass ich keine Luft bekam oder mich übergeben musste. Sie stand sogar auf und hielt mir die Schüssel, wenn niemand vom Pflegepersonal schnell genug war. Rührend!

Ihren Namen habe ich vergessen. Undankbar! Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, dass so viel Zeit seitdem vergangen ist.

Im Gegensatz zu den Patienten der anderen Stationen durften wir wegen der Ansteckungsgefahr bei Fliegeralarm nicht in den Bunker. Das Krankenhaus würde man nicht bombardieren, hatten die

Schwestern uns beruhigt, weil auf dem Dach des Krankenhauses ein großes rotes Kreuz zu sehen sei, das man von einem Flugzeug aus sogar nachts erkennen könne.

»Krankenhäuser werden nie bombardiert!«, versicherte man uns.

Manchmal konnten wir von unserem Fenster aus sehen, wie Bomben weit entfernt einschlugen, weil die Gebäude etwas erhöht über der Stadt lagen. Die Scheiben der Fenster klirrten. Sie würden aber nicht brechen, versicherte mir meine Bettnachbarin. Sie seien aus besonderem Glas gemacht. Aus dem Glas, das Vati und seine Kollegen in der IG-Farben entwickelt hatten?

Abends wurde eine Jalousie aus schwarzer Folie heruntergelassen, damit kein Licht nach draußen dringen konnte. »Verdunkelung!« Wie zu Hause! Trotzdem fürchtete ich mich. Die Frau im Nachbarbett begann, als sie das bemerkte, mir Geschichten, Märchen und Sagen zu erzählen, um mich abzulenken. Ich weiß nicht, ob sie diese irgendwo gelesen hatte, oder ob sie sie extra für mich erfand. Ich konnte sie später in keinem Buch entdecken.

Dann kam die Nacht, in der ein Flügel des Krankenhauses doch von einer Bombe getroffen wurde. Der Luftdruck schleuderte uns fast aus den Betten. Man hörte Mauern brechen, Glas splittern, dazwischen Schreie. Meine Bettnachbarin holte mich in ihr Bett und hielt mich fest, denn ich hatte versucht, aufzuspringen und zur Türe zu rennen.

Erstaunlicherweise hatte die Scheibe, durch die Mutti immer hatte gucken dürfen, wenn sie mich besuchte, nur an einer Seite einen Sprung. Aber ich hatte genug gesehen. Im Flur und Treppenhaus vor unserem Zimmer lagen Schutt und Trümmer. Etwas weiter weg waren überhaupt keine Gebäude mehr, nur Mauerreste und Himmel.

Zitternd schmiegte ich mich an meine Beschützerin. Sie tröstete mich, als ich zu weinen begann. Es dauerte lange, bis jemand zu uns kam und nach uns sah. Und erst gegen Morgen wurde der Flur vor unserem Zimmer aufgeräumt und sauber gemacht.

Ärzte kamen an diesem und am nächsten Tag nicht zu uns. Essen bekamen wir auch nur einmal am Tag. Aber das war nicht schlimm. Ich hatte noch etwas Kuchen in meiner Nachttischschublade, den Mutti mir gebracht hatte, und meine Zimmergenossin hatte Plätzchen, von denen sie mir gab. Viel Hunger hatte ich sowieso nicht.

Ob sie selbst etwas davon gegessen hat, weiß ich nicht. Ich fürchte, sie hat mir alles spendiert, was vorrätig war.

Erst als ich schon längst wieder gesund und zu Hause war, erfuhr ich, dass in jener Nacht ein beachtlicher Teil des Krankenhauses zerstört worden war und es sogar Tote gegeben hatte.

Mutti sagte mir später, dass sie fast verrückt geworden sei vor Angst, als sie gehört habe, dass das Krankenhaus getroffen war, dass aber Dr. Oster, der gleich dorthin fuhr, um zu helfen, schnell erfahren hatte, dass mir nichts passiert war, und sie bald benachrichtigt hatte.

Kurze Zeit danach, als die Ansteckungsgefahr vorüber war, wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Im Radio hörte ich singen:

»Wir werden weiter marschieren
wenn alles in Scherben fällt,
denn heute gehört uns Deutschland
und morgen die ganze Welt!«

Ich hatte eine Ahnung davon bekommen, wie es ist, »wenn alles in Scherben fällt«. Lange verbarg ich eine tiefe Angst in mir, die ich niemandem eingestand und die ich nur langsam verdrängen konnte.

Im Rollschuhclub

Bald gab es auch tagsüber Fliegeralarm. Da war es mir nicht möglich, wie geplant, die Ballettstunden an der Theaterschule in Mannheim zu besuchen, zu denen mich Mutti schon angemeldet hatte. Gerade die Brücken über den Rhein von Ludwigshafen nach Mannheim waren beliebte Ziele für die Bombengeschwader. Da schien es meinen Eltern zu riskant, mit der Straßenbahn von Ludwigshafen nach Mannheim hinüber zu fahren.

Um mir einen Ersatz anzubieten, wurde wir drei Schwestern in einem Rollschuhclub angemeldet. Wir bekamen kurze, dunkelblaue Glockenröckchen, die wir zu weißen Blusen trugen. Die Rollen der Rollschuhe waren nicht, wie bei unseren Straßenrollschuhen, aus Eisen, sondern größer und breiter und aus Holz. Sie machten das

Fahren leiser, geschmeidiger. Es machte Spaß »Achterschleifen«, »das Reh« oder den »Flieger« zu lernen. Eines Tages war es so weit, dass wir uns vor einem Publikum zeigen durften. Irgendwo auf einem freien Platz in der Stadt traten wir auf, zeigten, was wir gelernt hatten. Unsere Rökkchen und unsere Zöpfe flogen, als wir auf der glatten Straßenoberfläche dahin sausten. Die Leute klatschten.

Auch die Stefter Omi und Mutti waren unter den Zuschauern. BDM(Bund Deutscher Mädels)-Mädchen gingen im Publikum umher und sammelten Spenden fürs Winterhilfswerk. Ich konnte mir darunter nichts vorstellen, hatte nur gehört, dass es irgend einem wohltätigen Zweck diene.

Am nächsten Tag wurde unsere Darbietung sogar in der Schule erwähnt, und wir erhielten für unsere Leistung Lob. Da hatte ich meine heimliche Angst überwunden, die ich seit dem Erlebnis im Krankenhaus hatte. Ich fühlte mich stolz und stark.

Vergünstigungen: Eintopf und Mutterkreuz

Irgendwann fing es damit an, dass es samstags in der Schule Eintopf gab. Da mussten sich die Leute auf dem Hof anstellen mit einem Gefäß, das genug für eine ganze Familie fasste, und sie bekamen aus einem riesigen Kessel Eintopf. An solchen Tagen brauchten die Hausfrauen nicht zu kochen, und die Lebensmittelmarken, die man gewöhnlich abgeben musste, wenn man Nahrungsmittel kaufen wollte, konnte man ebenfalls sparen. Ich ging mit und stand mit Mutti oder einer unserer Omis, wenn sie gerade zu Besuch war, auf dem Hof und wartete.

Einmal sollte ich den Platz in der Reihe halten, weil Mutti mit Kai auf das Schulklo musste. Da hörte ich die Frau vor mir mit der, die hinter mir stand, sprechen.

»Unglaublich grausam! Verbrecherisch!«, sagte die hinter mir, »dass sie sogar Frauen und Kinder ermorden! Was ist das für eine Welt!«

Ich starrte die Frau an.

»Wer hat das getan? Unsere Feinde?«

»Nein Kind, du sollst die Wahrheit wissen. Aber sprich nicht darüber. Das ist gefährlich! Es waren unsere eigenen Leute, die das taten!«

»Das sind doch wohl keine Gespräche für Kinder!«, bemerkte meine Mutter in aufgeregtem Keifton, die unbemerkt zurück gekommen war und ihren Platz in der Reihe wieder einnahm.

»Das darfst du nicht glauben! Das ist reine Verleumdung! Und du wirst nie mit einem Menschen darüber sprechen, verstehst du mich?«

Ich verstand gar nichts. Ihre Stimme klang so streng, dass ich mir sicher war, eine schallende Ohrfeige zu bekommen, würde ich je gegen diesen Befehl verstoßen. Hatte sich ihre Angst auf mich übertragen? Ich schwieg wie ein Grab.

Wir waren vier Kinder! Also hatte Mutti nach Kais Geburt das Mutterkreuz bekommen wie alle kinderreichen Mütter. Ein Beweis dafür, dass in Ludwigshafen niemand eine Ahnung von Muttis Abstammung hatte. Mutti machte sich zu Hause darüber lustig. »Zuchtprämie« nannte sie das und als »grotesk« bezeichnete sie es. Als sie bemerkte, dass ich das mitbekommen hatte, änderte sie sofort den Ton und sprach von einer Ehre, die ihr widerfahren sei. Wieder etwas, das ich nicht verstand!

Außerhalb des Hauses trug sie das Mutterkreuz manchmal, denn es verschaffte ihr Vorteile. In Geschäften musste sie sich nicht mehr hinten am Ende der Warteschlange aufstellen, sondern durfte mit uns an der Hand und Kai im Sportwagen sofort vor an die Theke gehen und wurde bedient. In der Straßenbahn wurde ihr stets ein Sitzplatz angeboten. Und als »kinderreiche Hausfrau« hatte sie ein Recht auf eine Haushaltshilfe. Junge Dinger, die ihr »Pflichtjahr« ableisteten, bezogen nun abwechselnd die Mansarde, die im fünften Stock neben der Wohnung von Herrn und Frau Käding zu unserer Wohnung gehörte.

Auch ein Maler

An Herrn Käding erinnere ich mich ganz besonders gern. Während die Stefter Omi Dr. Oster, wie sie einmal mit verkniffenem Mund bemerkte, nicht ganz traute, sei dieser ein »echter Freund«.

Tatsächlich hatten meine Eltern auch nach dem Zusammenbruch noch lange Kontakt mit diesem ehemaligen Nachbarn.

Dr. Oster, so erzählte mir Omi später einmal, sei sicher ein guter Arzt gewesen, aber leider auch ein fanatischer Nazi. Ob sie damit Recht hatte, war nie nachzuprüfen.

Herr Käding war auch SS-Mann. Er malte gerne und gut; meistens Eichhörnchen auf Tannenzweigen. Das Hobby-Malen teilte er mit Vati. Und da ich auch im Ruf eines besonderen Maltalentes stand, durfte ich manche Stunde in seinem Atelier verbringen.

Einmal stand ich mit Omi vor seiner Türe im Treppenhaus. Irgendetwas hatte sie sehr aufgebracht und laut schrie sie: »Der Hitler ist ein Idiot und der Himmler ist ein Verbrecher!«

Wie ein Blitz schoss Herr Käding aus seiner Wohnung: »Frau, gute Frau, das dürfen Sie doch nicht! Wenn das jemand gehört hat! Sie müssen sich beherrschen! Wie kann ich Sie denn sonst beschützen?«

Er fasste mich an den Kleidern und zog mich mit der einen Hand in seine Wohnung. Omi zerrte er mit der anderen gar nicht höflich, wie es sonst seine Art war, am Arm hinterher, schloss die Türe und schimpfte weiter mit ihr.

Mutti hatte die lauten Stimmen im Flur gehört und kam nach oben. Auch sie zeterte mit Omi, die sich zu verteidigen versuchte. Nie hatte ich zuvor einen so handfesten Krach unter den Erwachsenen in meiner Familie miterlebt. Ich drückte mich in eine Zimmerecke, als Frau Käding kam und mich mit in ihre Küche nahm.

»Helga, Gott sei Dank kommt es in deiner Familie selten vor, dass man sich streitet. Deine Omi hat einen unbesonnenen Witz gemacht, darum waren wir andern so aufgebracht. Bitte, versteh, dass das eine Ausnahme ist. Jeder rutscht mal auf einem glatten Boden aus. Auch ein Erwachsener. Damit deine Familie nicht in ein falsches Licht gerät, darfst du keinem Menschen davon erzählen. Versprichst du mir das?«

Ich versprach es. An diesem Tag musste ich das noch der Omi, die nach diesem Missverständnis zwei Tage lang mit verweinten Augen umherlief, und danach den Eltern versprechen.

Maria

Eines Tages war die Ukrainerin Maria da. »Noch einen Mund zu füttern!«, klagte Omi.

»Aber ich konnte sie doch nicht da stehen lassen! Sie ist erst 13 Jahre alt. Und sie stand auf dem Bahnhof, barfuß und nur mit einem Bündel in der Hand! Fast noch ein Kind! Gut, dass ich das Mutterkreuz anhatte und den Brief in der Handtasche, dass ich neulich keine neue Dienstverpflichtete bekam, obwohl ich einen Anspruch darauf hatte! Da haben sie mir sie als Haushaltshilfe mitgegeben!«

»Im Haushalt helfen, ja, das könnte sie. Gib ihr erst mal was zu essen! Dann können wir sehen, ob wir noch ein paar gescheite Klamotten für sie finden. Ich kann sie ihr ja kürzer machen«, antwortete Omi.

Mutti machte den Rest Suppe vom Mittag warm, schnitt eine dicke Scheibe Brot und bedeutete dem Mädchen, es solle sich an den Küchentisch setzen. Maruska Progrebniak wie sie mit ihrem russischem Namen hieß, deutsch war der Vorname Maria, aß hastig.

»Die hat aber Hunger«, sagte ich. Mutti schnitt eine zweite Scheibe und bestrich sie mit Butter. »Ihr wisst gar nicht, wie gut ihr es habt!«

Dann wurde Maria in die Mansarde geführt und das Bett dort frisch bezogen und gelüftet.

»Das ist dein Zimmer.« Maria verstand das wohl. Sie strahlte.

Als Mutti den Besen in die Hand nahm, um im Flur ein paar Erdklumpen, die irgendwer hereingetragen hatte, wegzufegen, nahm Maria ihr den Besen aus der Hand und fegte den ganzen Flur. »Mit der werde ich arbeiten können«, sagte Mutti. »Die sieht, woran es fehlt!«

Sie hatte sich nicht getäuscht. Maria blieb viele Jahre bei uns und war immer eine tüchtige Hilfe. Sie lernte schnell Deutsch. Bald konnten wir mit ihr reden wie mit unsresgleichen. Manchmal sogar in Püs Kindersprache. Mutti achtete darauf, dass wir ihr gegenüber einen

gewissen Respekt einhielten. Sie bekam ein kleines Gehalt wie ihre deutschen Vorgängerinnen. Ich weiß nicht wie viel, aber ich erinnere mich, dass sie sich davon bald einige Sachen kaufte. Nun hatte sie nicht nur die Kleider, die Mutti ihr zu Anfang gegeben hatte, sondern neue Schuhe und sogar ein Paar Seidenstrümpfe.

So ein Paar Strümpfe war etwas ganz Feines! Ein Strumpf (mit Naht!) wurde nicht etwa weggeworfen, wenn er Laufmaschen hatte! Nein! Mit besonders zarten, Häkelnadeln ähnlichen Werkzeugen, wurden die Maschen per Hand aufgefangen und aufwärts gewunden. Sie wurden »aufgenommen«, bis sie an ihren alten Plätzen waren. In unserem Friseurladen hatte sich eine Verkäuferin darauf spezialisiert und eine Annahmestelle für kaputte Seidenstrümpfe eingerichtet, denn Laufmaschen waren ja nicht zu vermeiden, egal wie sehr Maria oder Mutti oder andere Trägerinnen aufpassen mochten.

Maria erzählte uns von ihrer Heimat. Sie stammte von einem Bauernhof in der Ukraine. Sie war für ihren Bruder nach Deutschland gekommen, weil der Vater krank war und der Hof ohne die Arbeitskraft des Bruders nicht lange hätte bestehen können. Sie berichtete uns, dass man bei ihr zu Hause die Betten auf dem großen Kachelofen gemacht hätte, weil das, vor allem im Winter, der gemütlichste und wärmste Platz in der ganzen Stube sei.

Ihre Eltern hatten sie »Maruska« gerufen. Pü machte daraus »Itschga«. Und so riefen wir sie, wenn wir sie necken wollten. Das kam auch mal vor und war selten böse gemeint. Wurden wir zu frech, griff Mutti allerdings energisch ein, und es gab strenge Strafen für den Übeltäter. Als eine meiner Schwestern mal sagte, Maria hätte ein Froschmaul, bekam sie eine schallende Ohrfeige.

Maria bekam genau so viel Freizeit, wie sie einer deutschen Haushaltshilfe zugestanden hätte. Darauf wurde streng geachtet. Mutti brachte ihr Schreiben und Lesen bei, meist wenn die dringendste Hausarbeit getan war und ich unter ihrer Aufsicht meine Hausaufgaben machte. Das ging dann in einem Rutsch hin. Itschga lernte sehr schnell.

Ausgenommen waren Wasch- oder Bügeltage.

Wenn wir einen Ausflug oder sonst etwas unternahmen, kam unsere Hilfe meistens mit. Auch damals, als wir die Eltern von Vatis Sekretärin Gerda Jobst in Oggersheim besucht hatten.

Der Papagei

Gerda war eine treue Freundin unserer Familie, auch später, als mein Vater längst in einer Firma in einer anderen Stadt arbeitete. Ich erinnere mich an ein Foto, das im Garten ihrer Eltern aufgenommen wurde. Ich erinnere mich an die weißen Kniestrümpfe, die ich darauf an habe. Omi hatte sie gestrickt. Ich trug unter dem Mantel das Kleid, das sie mir zum Geburtstag genäht hatte. Es war rotkariert und hatte einen Gürtel. Mein erstes Kleid mit einem Gürtel! Fast der Eintritt in die Welt der Erwachsenen, so war es mir damals vorgekommen, als ich es auf meinem Geburtstagstisch fand.

Wir Mädchen trugen damals alle drei die gleichen dunkelblauen Mäntel mit großen, weißen Knöpfen. Jede von uns hatte einen dunkelblauen Hut auf dem Kopf. Mein Brüderchen grinst unter einem weißen Wollmützchen hervor.

Gerda hatte uns zu ihren Eltern eingeladen, weil wir unbedingt einmal den Papagei sehen sollten, von dem sie uns erzählt hatte, er würde unausgesetzt plappern. An einem Frühlingstag waren wir endlich mit unseren Eltern und Maria in die Straßenbahn gestiegen, um nach Oggersheim zu fahren. Es war, wenn ich mich recht erinnere, eine recht lange Fahrt.

Endlich waren wir da. Vati hob Kais Sportwagen aus der Bahn, dann half er uns Kindern beim Aussteigen. Gerda hatte an der Haltestelle gewartet, nahm nach der Begrüßung Else und Ute an die Hand und ging auf das Haus ihrer Eltern zu. Ich hüpfte um alle herum und wurde ermahnt, nicht aus Versehen vom Gehsteig auf die Straße zu springen, als ich an dessen Rand »Humpeln« spielte. Wir gelangten an ein schmuckes Häuschen. Blumen standen an allen Fenstern und blühten im Garten, durch den wir auf einem mit Kies bestreuten Weg zum Haus gelangten. Gerdas Eltern standen vor der braun gestrichenen offenen Türe, die ein Fensterchen hatte, an dem innen eine weiße Spitzengardine angebracht war, und lachten und winkten, als sie uns sahen. Wir wurden ins Haus geführt.

Der Duft nach Kuchen war schon in der etwas engen Garderobe wahrzunehmen. Die Türe zum Wohnzimmer wurde geöffnet, als wir unsere Mäntel und Hüte abgelegt hatten. Ein wunderbarer Kaffeetisch

war gedeckt. Ich schlich daran vorbei, denn hinten am Fenster hatte ich den großen Käfig des Papageis entdeckt.

Mit einem schüchternen »Darf ich?«, stand ich schon davor. »Natürlich darfst du!«

Im Käfig saß ein großer, bunter Vogel auf einer Stange. »Grrrrrr!«, sagte er. »Guten Tag! heißt das, du Strolch, wenn nette Leute zu Besuch kommen«, ermahnte ihn Gerdas Mutter: »Grrrrrr!«

»Na ja, er fremdelt vielleicht ein wenig«, versuchte sie ihn zu entschuldigen. »Sonst hält er den ganzen Tag den Schnabel nicht«, bestätigte sie Gerdas Erzählungen. »Kommt, setzt euch erst mal an den Kaffeetisch! Für die Erwachsenen habe ich echten Kaffee aufgetrieben, für die Kinder haben wir Malzkaffee mit Milch. Ist das in Ordnung?«

Große Stücke vom Selbstgebackenen landeten auf unseren Tellern. Sie schmeckten. Ich schielte trotzdem immer wieder zu dem Vogel hin, der ruhig auf seiner Stange saß und uns mit schräg gestelltem Kopf beobachtete.

»Hier, gib ihm ein paar Körner!«, sagte der Hausherr und gab mir Sonnenblumensamen. Schnell rutschte ich von meinem Stuhl. »Grrrrrr!«, sagte der Buntgefiederte, nahm die Körner, die ich ihm durch das Gitter reichte vorsichtig mit dem Schnabel.

»Sag danke!«, rief Gerda. Aber er sagte nichts.

Nach dem Kaffee zeigte uns Herr Jobst den Garten. Wir wollten lieber zurück, den Papagei begucken: »Wenn wir gerade hier draußen sind, und er redet was, hören wir es nicht!«

Wir drängten zurück ins Haus. Aber Herr Jobst holte seinen Fotoapparat: »Nun macht mal recht freundliche Gesichter!«

In dem Moment kam lautes Gekreisch aus der Stube. Ich wollte aufspringen.

»Warte! Ist ja gleich vorbei!« Ich grinste etwas gekünstelt in die Kamera.

Dann durften wir zurück. Wir drängten uns um den Käfig und versuchten das Tier zum Sprechen zu bringen. Umsonst! Der Vogel hüpfte auf die höchste Stange und sah hochmütig auf uns herunter. Er sagte nichts. Es wurde langweilig. Schließlich begannen wir uns mit andern Dingen zu beschäftigen. Die Eltern bestanden darauf, dass wir, bevor wir nach Hause gingen, nach dem reichlichen Essen noch

einmal die Toilette aufsuchten. Nach Hause? War der Nachmittag schon um? Und der Vogel hatte nicht ein einziges Wort gesagt! Wir gingen in den Flur. Weil es da für uns alle zusammen eng wurde, holten wir nacheinander unsere Mäntel, um sie dann im Wohnzimmer anzuziehen.

Ich stellte mich dabei vor den Käfig und begann an den Mantelknöpfen herumzufummeln. Mein Hut fiel auf den Boden. Ich hob ihn auf, hatte ihn noch in der Hand, da schüttelte der Papagei seine Federn, reckte erst den rechten, dann den linken Flügel und zog ihn wieder zurück, schüttelte sich noch einmal und sagte laut im schönsten »Pälzer Dialekt«: »Alla hopp, bleib doch noch e bissel doooo!«

Verwandte

Ich habe so viel von unseren Großmüttern erzählt. Das klingt, als hätten sie ständig bei uns gewohnt. Dem war zu unserem Bedauern nicht so, denn wir liebten sie sehr.

Die Stefter Omi, die Mutter meiner Mutter, wohnte, wie ich schon erwähnte, in unserem alten Haus in dem kleinen Dorf in Unterfranken und kam, wie die mollige Omi, Vatis Mutter, oft zu uns zu Besuch. Aber wir waren auch, vor allem, als wir größer wurden, oft bei ihr. Im Haus wohnte noch die Frau Zach, die Zachin, wie sie jeder nannte, und ihre Tochter Friedel, die fast zur Familie gehörten. Ich schlief manchmal unten bei ihnen, wenn wir dort waren und oben in Omis Wohnung die Betten für die vier Kinder nicht ausreichten.

Die Zachin war eine geschickte Näherin. Davon profitierten wir, wenn wir zu schnell aus unseren Kleidern wuchsen, als es im Laufe des Krieges immer schwieriger wurde, neue zu bekommen. Die geschickte Frau nähte mir sogar Kleider aus Omis alten oder Friedels zu klein gewordenen Kleidungsstücken. Danach erbte Else die Kleider, aus denen ich herausgewachsen war, Ute dann Elses. Und was bei Pullovern oder Ähnlichem ging, bekam Kai von Ute. Da blieb es allerdings meist nur bei den Pullovern und Jacken. Für einen Jungen waren unsere Mädchensachen wenig geeignet.

Die mollige Omi lebte in Bremen, in Vatis Geburtsstadt. Warum wir sie »mollig« nannten, erzählte ich schon. Dieser Zweig der Familie stammte seit urdenklichen Zeiten aus dem Norden Deutschlands. Auch seine Schwester, Tante Anneliese mit ihrem Mann und ihrer Tochter Anja wohnten dort. Onkel Karl, ihr Mann, war ein freundlicher, geistreicher Mann. Wir mochten ihn sehr. Er hatte sich zum Direktor eines bekannten Verlages emporgearbeitet. Vati sagte einmal, er sei die »graue Eminenz« des Schünemann-Verlages.

Was wir natürlich erst viel später erfuhren, war, dass er Mitglied des Jungdeutschen Ordens im Widerstand gegen das bestehende Regime war. Zu seinem Freundeskreis gehörten Arthur Maron, der Leiter und Gründer der Gruppe, Rudolf Seliger, die Familie Mehring und andere, von denen sich nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches einige sehr für den neuen politischen Aufbau unseres Landes einsetzten.

Als die mollige Omi wieder einmal bei uns in Ludwigshafen war, klagte sie, sie hätte Knoten unter dem Arm. Mutti war sehr erschrocken und fragte: »Und warum warst du damit nicht schon längst bei einem Arzt?«

»Ach, da wollte ich niemanden mit belästigen. Die Soldaten brauchen doch die Ärzte viel dringender als wir!«

Mutti bestand darauf, dass Omi zu einem Arzt ging. Es war leider viel zu spät. Omi hatte Krebs. Sie wurde zwar noch operiert, aber sie starb mit nur dreiundfünfzig Jahren in Muttis Armen. Das war ein großer Schock für uns alle.

Verschüttet

In einer der schrecklichsten Nächte unseres Lebens war die Stefter Omi nicht dabei.

Ab 1943 wurde das Bombardement unserer Städte durch die Alliierten nicht, wie früher, vor allem auf wichtige Verkehrswege und Fabriken beschränkt, sondern die Bombenteppiche wurden gezielt über den Wohngebieten bevölkerungsreicher Städte abgeworfen. Die Alliierten glaubten, das würde die deutsche Bevölkerung zum

Aufstand gegen die Naziherrschaft animieren. Welch ein Schwachsinn!!

In einer Umwelt, in der jeder Mensch nur noch daran dachte, irgendwie zu überleben, war das Interesse für Politik natürlicherweise außerordentlich eingeschränkt. Dazu kam die geschickte Strategie der Regierenden, mit der sie die Bevölkerung glauben machten, dass alles, was sie veranlassten, nur zu ihrem Besten und für eine bessere Zukunft geschähe.

Vati war damals nachts schon regelmäßig, wie alle der wenigen noch in der Heimat verfügbaren Männer, zum Fliegeralarmbereitschaftsdienst befohlen worden. Er musste in der Firma sein, wenn sie angegriffen wurde, löschen, Schutt wegräumen, Menschenleben retten. Darum war er nachts kaum noch zu Hause, auch nicht in jener Nacht, in der unser Viertel angegriffen wurde.

Schon während die Sirenen heulten, hörte man die Flugabwehr schießen und zugleich ganz in der Nähe die ersten Bomben pfeifen, bevor sie irgendwo einschlugen. Maria kam barfuß und im Nachthemd nach unten in die Wohnung: »Oben sind die Scheiben vom Dachfenster kaputt! Schnell, schnell, weckt die Kinder!«, schrie sie.

Mutti warf ihr von der Garderobe irgendeinen Mantel und ein paar Pantoffeln zu. »Da, zieh erst mal was an! So kannst du nicht in den Keller!«

Dann holten sie uns aus den Betten. Else und ich waren schon fast fertig angezogen, als sie zu uns ins Kinderzimmer kamen. Uns hatte das Heulen der Sirenen geweckt. Maria und Mutti nahmen die Kleinen auf ihre Arme, während man wieder und wieder die Detonationen hörte.

Ich erinnere mich an das Zittern der Stufen und der Wände, als wir die Treppen zum Keller hinunterrannten. Mutti und Maria trieben uns förmlich vor sich her. Aber auch ohne ihre ständigen Zurufe »schneller, schneller!« wären wir gerannt, so eilig, wie uns nur unsere Beine trugen. Einige Nachbarn waren schon im Keller, als wir ankamen, andere folgten nach. Für einen Moment wurde es etwas stiller. Die Kleinen wurden auf die Pritschen gelegt. Ich kauerte mich auf einen Stuhl neben dem Tischchen, auf dem eine batteriebetriebene Lampe flackerte. Die elektrischen Lichter waren längst erloschen.

»Ich geh und hol mir noch was zum Anziehen«, sagte Maria, als es ruhiger war.

»Du bleibst hier!«, befahl meine Mutter, »wenn einer raus geht, dann ich!«

»Oben brennt es«, sagten Nachbarn, die jetzt erst in den Keller kamen. »Die haben Phosphorbomben geworfen.«

»Kann man noch was retten?«, Mutti erhob sich und ging: »Bleibt hier, Kinder! Die Nachbarn und die Maria passen auf euch auf. Habt keine Angst, hier seid ihr sicher!«

Als sie zurückkam, hatte sie außer den Kleidern für Maria etwas von ihrem Schmuck, Papiere und Elses und meine Schultaschen. Sie gab mir meine.

»Da, die ist wichtig!« Ich klammerte mich an das kostbare Relikt eines fast unbeschwerten Kinderlebens. Dann pff es wieder. Diesmal schlug die Bombe direkt über uns ein. Unheimliche Stille herrschte für einige Sekunden, bevor der Donner der Explosion uns fast das Trommelfell zerriss! Mutti und die Nachbarn hatten Tücher angefeuchtet, die wir uns vor die Nase halten mussten gegen den Rauch und den Staub. Mutti ging vor die Kellertüre, um festzustellen, welche Teile unseres Wohnblockes besonders betroffen wären und ob man noch etwas retten könnte. Da pff es wieder. Dann war es ganz still. Erst nach einer uns_wie Ewigkeiten vorkommenden Zeit explodierte die Sprengbombe.

Der Eingang zum Keller war eingestürzt.

Wo war Mutti? Wir waren erstarrt vor Angst. Kai weinte. Ein Tropfen Phosphor war durch einen Riss in der Decke auf sein Beinchen getropft. Wir waren verschüttet. Irgendwann schienen wir Stimmen von ganz weit weg zu hören. Die Erwachsenen fanden Werkzeuge, die man vorsorglich im Keller deponiert hatte. Dann hörte man auch aus dem Nachbarkeller Stimmen. Man klopfte, erhielt Klopfzeichen zurück, fragte laut schreiend und erhielt die Antwort : »Ja, bei uns gibt es einen Notausgang.«

Wieder mussten wir uns die nassen Tücher vor die Nasen halten, als ein Loch durch die Mauer geschlagen wurde. Noch während wir durch dieses Loch in den andern Raum geschoben wurden, heulten die Sirenen: Entwarnung!

Im andern Keller standen die Leute. Sie umringten ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen, das auf einer Holzbank saß und weinte. »Sie war Zeugin, wie ihre Eltern von einem Schrank erschlagen wurden«, sagte einer. Mir kamen die Tränen. »Furchtbar! Sind viele Leute tot?«

»Einige schon, wir wissen noch nicht wie viele«, sagte jemand. »Aber eure Mutti lebt. Ich habe sie rufen gehört. Sei ganz ruhig! Wir kommen da raus mit Gottes Hilfe!«

Ich war für einen Augenblick erleichtert. Dann hörte ich wieder das Mädchen schluchzen: »Sie haben sich doch noch bewegt! Sie haben mit den Beinen gezappelt. Ich hab das ganz deutlich gesehen!«

»Nein«, sagte jemand. »Sie waren nicht mehr zu retten. Glaube mir!«

Gerettet

Man hörte Hämmern und Klopfen an der Außenwand. Der Notausgang am Kellerfenster wurde von außen freigeschaufelt. Eine Nachbarin schob Kisten davor, auf die wir steigen mussten, dann wurden wir hinaus ins Freie gehoben, geschoben und gezogen. Mutti stand da und nahm uns in die Arme: »Seid tapfer, Kinder, wir haben es geschafft!«

Jetzt sahen wir die Ruinen ringsum. Unser Haus war noch nicht gelöscht. Die schönen grünen Gardinen unseres Kinderzimmers wehten brennend aus dem Fenster. Mutti hatte Kai auf den Arm genommen, der sich ganz fest mit beiden Armen an sie klammerte. »Gehen Sie nicht auf den Wittelsbachplatz!«, hörte ich sagen, »da brennt der Asphalt und es liegen Tote auf den Gehsteigen.«

Herr Käding war auf einmal da und gab Mutti einen Zettel: »Gehen Sie da hin, Nachbarin!« Später erzählte sie uns, dass sie, da der Zugang zum Keller verschüttet gewesen war, einen Uniformierten, der da stand, gebeten hätte, doch anzufangen zu graben. Da unten seien ihre Kinder unter dem Schutt begraben.

»Tut mir Leid«, hatte sie zu ihrer Empörung zur Antwort bekommen, »ich habe keinen Einsatzbefehl!«

Da sei plötzlich Herr Käding da gewesen und habe begonnen, den Notausgang des Nachbarkellers frei zu schaufeln, als er das Rufen und Klopfen hörte. Sie hat uns das oft erzählt, war sie doch noch Jahre später über die Sturheit jenes Uniformierten erbittert.

Wir gingen zu einem Haus in der Nachbarschaft, das nicht zerstört war. Hatte diese Adresse auf dem Zettel gestanden, den Herr Käding Mutti gegeben hatte? Ich weiß es nicht.

Jedenfalls gab es dort Leute, die uns Kinder in ihre Ehebetten legten und sagten, wir sollten jetzt schlafen. Auch etwas zu trinken und zu essen bekamen wir von ihnen. Und Kai wurde verbunden. Er hatte eine große Phosphorbrandwunde am Oberschenkel, die sich immer weiter auszubreiten schien.

Nachdem wir so freundlich versorgt worden waren, ging Mutti, als die Kleinen endlich schliefen, noch mehrere Male zu unserem zerstörten Haus zurück. An die Wand der Ruine schrieb sie mit Kreide die Adresse der Leute, die uns aufgenommen hatten. So fand uns Vati schnell, als er endlich aus der Fabrik zurückkommen konnte.

Er hatte in dieser Nacht viele Menschenleben gerettet und bekam später das Verdienstkreuz mit Schwertern dafür. Soweit ich mich erinnern kann, trug er es nie, sondern bewahrte es immer nur in einer Schublade auf.

Als ich in dem fremden Bett endlich eingeschlafen war und wieder aufwachte, war Mutti zurück. Sie hatte eines unserer Hühner im Arm, das sie auf dem Rest des zerstörten Gartenzaunes mit angebrannten Federn hatte sitzen sehen. Sie schenkte es unseren Helfern. Dann ging sie noch einmal zur Ruine unseres Hauses und brachte eines unserer Karnickel mit, das ebenfalls eine Brandwunde auf dem Fell hatte. »Es leidet! Man muss es schlachten«, sagte sie.

»Ich habe aber eine Salbe, vielleicht heilt das wieder?«, wandte unsere Gastgeberin ein.

Es stellte sich heraus, dass das dieselbe Salbe war, die der Notarzt vorher Kai auf die Wunde gestrichen hatte. Also wurde das Tierchen auch damit behandelt.

Unser Pü war übrigens unglaublich tapfer. Ich hatte zugesehen, wie der Arzt verbrannte Haut an den Rändern weggeschnitten hatte und die Wunde einsalbte, die immer größer zu werden schien, als

würde der Phosphor weiter in die Breite fließen. Pü jammerte nur ein ganz bisschen, wenn die Wunde Stelle berührt wurde.

»Ich hätte geschrien, ganz laut geschrien«, dachte ich, »mein armes, kleines Brüderchen!«

Mutti hatte in der Hektik des Fliegeralarmes vor dem Aufbruch in den Luftschutzkeller sein Mützchen nicht gefunden. Da hatte sie ihm in der Eile einen Kaffeewärmer aufgesetzt. Nun hatte er nicht einmal eine Mütze, nur noch den Schlafanzug und den Trainingsanzug darüber mit den Brandlöchern darin, dazu die Hausschuhe. Wir hatten wenigstens unsere Mützen. Die Decken aus dem Keller hatte Mutti noch geholt, die Schultaschen und ihre Handtasche. Das war alles, was uns in dieser Nacht an Hab und Gut geblieben war.

Im Lager

Wir wurden in ein Lager im Odenwald nahe Heidelberg gebracht, in dem man Ausgebombte einquartierte.

Zimmer mit Etagenbetten und einem Tisch mit Stühlen wurden uns zugewiesen. Ein Arzt kam, kümmerte sich intensiv um Kais Wunde. Auch Else hatte, wie sich nun erst herausgestellt hatte, einen Spritzer von Phosphor auf ihrem Knie abbekommen. Tapfer, wie sie immer schon war, hatte sie angesichts von Kais großer Brandwunde die ganze Zeit nichts davon gesagt. Ihre Verletzung schien ihr klein und unbedeutend. Doch jetzt wurde auch die versorgt.

Maria war mit uns gekommen. Vati musste wieder zurück in die Firma, besuchte uns aber so oft wie möglich.

Kais Wunde heilte. Er durfte nach einigen Tagen wieder aufstehen., vor allem, als den Eltern ein Kindersportwagen zugeteilt worden war, in dem wir ihn spazieren führen.

Itschga hatte zu ihrem Bedauern keine Zeit dazu. Sie war zum Küchendienst im Heim, in dem wir Zuflucht gefunden hatten, eingeteilt worden. Man ließ ihr kaum freie Zeit. Jede Nacht kamen neue Ausgebombte, die versorgt werden mussten. Unsere Unterkunft könnte man als einer Jugendherberge ähnlich bezeichnen. Darum war die Hilfe einer »Zwangsarbeiterin«, die Maria ja schließlich amtlich

war, sehr willkommen. Und Mutti konnte sie, da sie keinen Haushalt zu versorgen hatte, nicht wie vorher für sich beanspruchen. In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes gingen wir zum Essen in einen großen Saal. Irgendwann änderte sich etwas. Die vorzüglich Behandlung, die wir zunächst erfahren hatten, ließ plötzlich nach. Warum? Mutti sagte das Vati am Telefon. Vorsichtig! Verblümt! Hatte sie jemand verraten? Sie hatte Angst! Wovor? Aber wer hätte unser Geheimnis dort erraten können, das in Ludwigshafen nie bekannt geworden war?

Kurz darauf kam Vati an einem späten Abend mit einem Kleinlaster vorgefahren, den sein Chef für ihn organisiert hatte. Wir waren schon zu Bett gebracht worden. Nun wurden wir wieder geweckt. Schlaftrunken kletterten wir hinten auf die Ladefläche des Wagens. Nachdem wir in Woldecken eingewickelt waren, kuschelten wir uns aneinander, als der Wagen losfuhr. Mutti hatte Kai in die Arme genommen. Er hatte wieder seinen Kaffeewärmer auf dem Köpfchen. Wir müssen irgendwann eingeschlafen sein, denn ich erinnere mich nicht mehr an die Fahrt durch die Nacht.

In Sicherheit?

Als wir angekommen waren, dämmerte der Morgen. Es war, als seien wir in einer anderen Welt, einem anderen Leben. Das Gästehaus der Barons von G. in Eisenberg in der Pfalz war unser neues Zuhause. Immer noch benommen und müde krochen wir in weiße, dicke Federbetten und schliefen uns aus, bis wir wach wurden, um eine wunderbare neue Welt zu entdecken.

Das Haus und der Park, der es umschloss, lagen an einem Hang des Pfälzer Waldes. Unten im Tal führte die Straße, die wir das Dorf durchfahrend gekommen waren, weiter nach Ramsen und dann in das Eiswogtal. Gegenüber dem Eingang zum Park war die Portierloge der Fabrik, in der seit über hundert Jahren Herde und Öfen hergestellt wurden. Dann kamen andere kleinere Gebäude auf dem Gelände, und endlich das Herrenhaus, nahe am Ufer des Hammerweiher gelegen. Hinter einem kiesbestreuten Platz, der an der einen Seite zum Ufer hin

mit einem schmiedeeisernen Gitter abgegrenzt war, schimmerte der See. Im Tal hinter dem Weiher führten Eisenbahnschienen an der Fabrik vorbei nach Kaiserslautern. Dann stieg wieder Wald an den sanften Hängen der Hügel empor, Kiefern zumeist auf roten Sandsteinhügeln. Atemberaubend schön war diese Landschaft! Auf der anderen Seite des Tales und der Straße lag der von einer Mauer umschlossene Park, der das Gästehaus umgab. Durch ein eisernes Tor führte ein Weg durch den Park zum Haus hinauf. Das »Parkhaus« wurde es deshalb genannt.

Auf dem Weg nach oben musste man ab und zu einige Stufen erklimmen, bis man an eine große, breite Treppe aus Sandstein kam. An beiden Seiten ragten Löwenkulpturen, aus Sandstein gehauen, aus den Büschen. Darum wurde sie die »Löwentreppe« genannt.

Das Haus selbst war groß, mit altertümlichen, luxuriösen Möbeln ausgestattet. Nichts fehlte! Weiche Betten warteten in den Schlafzimmern anscheinend nur auf uns. Ich durfte ein Zimmer für mich alleine haben, Else und Ute schliefen zusammen neben dem Schlafzimmer der Eltern und gleich daneben hatte Pü sein Zimmerchen bekommen. Maria (alte Gewohnheit?) bezog ein gemütliches Kämmerchen im obersten Stockwerk. Es hatte ein Dachfenster, durch das die Sonne hereinschien. Es war außer mit dem Bett noch mit einem Tischchen, einem Stuhl und einem in die Wand gebauten Schrank ausgestattet. Sie schrie auf vor Freude, als sie es sah, und fiel mir dabei um den Hals, denn ich war ihr neugierig nachgelaufen, obwohl Mutti uns befohlen hatte, in unseren Zimmern zu bleiben und uns hinzulegen.

Es gab ein Bad, und eine Toilette in jedem Stockwerk.

Im Parterre war der große, eindrucksvoll möblierte Salon. Besonders beeindruckend war ein riesiges Ölbild über dem Klavier, das Porträt einer in einer prächtigen, altertümlichen Brokatrobe gekleideten und mit Juwelen geschmückten Dame in einem vergoldeten Rahmen, das ich immer wieder bewundern musste. Außerdem war da auch ein großer Tisch, um den Stühle standen, die geschnitzte Lehnen hatten. Polstermöbel mit samtene Bezügen machten ihn gemütlich. Auf die durften wir Kinder uns nur vorsichtig setzen, so war uns ans Herz gelegt worden, um sie nicht zu beschmutzen oder zu beschädigen.

Wir kamen uns vor wie in einem Märchenschloss, gewöhnten uns aber schnell an die uns umgebende Pracht. Welch ein gewaltiger Gegensatz zu unserer Armut im Asyl im Odenwald! Von unserer gemütlich eingerichteten Wohnung in Ludwigshafen war uns ja nichts, aber auch gar nichts, geblieben!

Gut war auch, dass es im großen Küchenanbau, in den man vom Treppenhaus und dem Flur vor dem Salon aus durch einen verglasten Gang gelangte, Teller und Töpfe, Geschirr und Besteck gab, das wir benutzen durften. Wie sonst hätte Mutti den Haushalt für die vielen Leute, die zu unserer Familie gehörten, führen können?

Wir lernten »die Barons«, wie wir sie nannten, als freundliche, hilfsbereite Menschen kennen. Herr Baron beschäftigte sich besonders gern mit unserem drolligen Brüderchen Kai, wenn er zum Spaziergang in den Park kam und ihn dort spielend antraf. Er schaltete sich sogar gelegentlich mit wohlwollendem Humor, den ich erst begriff, als ich selbst erwachsen war und eigene Kinder hatte, in unsere Spiele ein.

Hier ein Beispiel: Auf einem Standbild aus Gusseisen, das einen großen Hirsch darstellte und das im Park am Rand einer Wiese aufgestellt war, kletterte Kai gerne herum. Er setzte sich dabei angeberisch in der Pose eines Ritters darauf, wie er sie aus Bilderbüchern kannte. Der Herr Baron sah ihn, lachte, und sagte: »Auf einem Hirsch sind die Leute aber früher nicht geritten, Herr Rittersmann Kai, als es noch keine Bahnen und Autos gab!« »Auf was denn, Herr Baron?« »Auf Pferden. Überallhin! Ganze Tage lang!« »Aba die aamen Pferde! Ganzer Tag! Un wenn die mal müde war'n, die Pferde?«

»Dann, lieber Kai, dann haben sie die Pferde auf Kühe gestellt, die sie tragen mussten!«

Kai starrte ihn mit riesigen Kulleraugen an vor Staunen. Da platzten wir »Weiber« prustend und quietschend lachend heraus, bis unser Kleiner begriffen hatte, dass der Herr Baron einen Witz mit ihm gemacht hatte, und mitlachte. Natürlich erzählten wir das zu Hause, und die Erwachsenen machten zum allgemeinen Vergnügen weiter Späße darüber.

Wir hatten inzwischen unsere »Zuteilungen« bekommen und besaßen nun das Nötigste an Kleidern und Schuhen. Darüber hinaus hatte uns die Omi geschickt, was immer sie nur entbehren oder

anderswie auftreiben konnte, so dass wir kaum noch irgendeinen Mangel empfanden.

Sparsam war immer gewirtschaftet worden in unserem großen Haushalt. Schon aus Prinzip. Das war nicht neu.

Nur dass Vati nicht mehr ständig bei uns war, war anders als früher. Er kam nur zu den Wochenenden nach Hause. Wir wohnten in Eisenberg zu weit weg von seinem Arbeitsplatz in der IG-Ludwigshafen, als dass er uns wie früher jeden Abend hätte »Gute Nacht« sagen können.

Der Schulweg

Ich ging in Eisenberg in die Dorfschule. Auch Else war dort eingeschult worden. Der Schulweg war lang und abwechslungsreich. Wenn wir von zu Hause Richtung Dorf gingen, führte die Straße auf der einen Seite an der Parkmauer entlang. Auf der anderen Seite war der Bach, dahinter lagen die Fabrikgebäude. Dort, wo die Parkmauer zu Ende war, begann der Wald. Danach kamen die »Baracken«. Man nannte sie so, obwohl sie auch als Wohnungen genutzt wurden.

Je mehr die Städte zerbombt wurden, umso weniger Alternativen gab es, die Obdachlosen unterzubringen. Nur wenige von ihnen hatten so ein Glück wie wir, die wir von den Barons im wunderbaren Parkhaus aufgenommen worden waren! Erst nach den Baracken begann das eigentliche Dorf.

Gegenüber dem Wald, wo die Fabrik zu Ende war, war ein Lager. Dort waren Kriegsgefangene untergebracht, die in der Fabrik arbeiten mussten, Denn auf Befehl der Regierenden hin, musste auch diese Firma, in der immer nur Herde und Öfen hergestellt worden waren, »kriegswichtiges Material« fabrizieren. Da wurde auf die Tradition der Firma keine Rücksicht genommen.

Man sah hinter den Büschen, die den Bach umsäumten, außer dem Drahtzaun, der das Lager umschloss, nicht sehr viel davon; hin und wieder einen der Soldaten, die die Gefangenen bewachten. Manchmal begegnete man Gruppen von Kriegsgefangenen auf der Straße, auf dem Weg von oder zu ihrem Arbeitsplatz. Sie trugen zu labbrigen,

abgetragenen Anzügen alte Stiefel oder Holzpantinen. Letztere klapperten auf dem Asphalt, wenn sie von ihren Bewachern in die Fabrik oder zurück in die Baracken des Lagers geführt wurden. Da man die Aufschriften auf der schmutzigen, zerknitterten Arbeitskleidung kaum erkennen konnte, waren die Gefangenen von den Gruppen der Zwangsarbeiter, die dort auch arbeiten mussten, manchmal kaum zu unterscheiden.

Die Zwangsarbeiter wurden nicht so streng bewacht und hatten einige Freiheiten und Privilegien. Besser ging es vor allem jenen von ihnen, die auf den umliegenden Bauernhöfen arbeiten, oft sogar wohnten, besonders den jungen Frauen, die als Haushaltshilfen in Wohnungen, Geschäften oder Bauernhöfen eingesetzt waren. Unsere Itschga war ja, nicht zu vergessen, eine von ihnen!

Später, als es auch für uns keine Schuhe mehr gab, trugen wir ebenfalls solche Holzpantinen wie die Gefangenen. Sie waren sehr unbequem und scheuerten die Haut an den Füßen auf.

Neugierig beobachteten wir Leute aus dem Dorf, die den Gefangenen durch den Zaun Essen oder Zigaretten zusteckten. Wir amüsierten uns, wie sich die Bewacher, scheinbar zufällig, umdrehten und betont in eine andere Richtung schauten. Nur einmal habe ich gesehen, dass einer dieser Uniformierten den Menschen, die so hart in der Fabrik arbeiten mussten, die kleinen Freundlichkeiten missgönnte.

Eines Abends hörten wir die Russen im Lager singen. Wie wunderbar klangen ihre Chöre! Sie verzauberten mich! Maria hatte dann oft Tränen in den Augen. Sie hatte Heimweh nach ihrer Familie, die Arme! Mutti erlaubte ihr, ihre Landsleute im Lager zu besuchen. Wie das ermöglicht wurde, habe ich nie erfahren. Nur wenn Russen zum Arbeiten in den Park kamen, bemerkte ich, dass Maria sie kannte, grüßte, und ihnen servierte, was Mutti für sie vorbereitet hatte. Da glänzten ihre Augen besonders hell.

Die Arbeiter im Park

Außer den Russen kamen auch Polen, Franzosen oder Italiener zu uns in den Park. Sie wurden den Barons von der Firma zur Verfügung

gestellt, denn der Park, die Rasenflächen, Wege und vor allem die Beete mussten gepflegt werden. Wir lernten sie kennen und mochten sie. Sie kamen auch gerne in das Haus, wenn da etwas zu reparieren oder instand zu halten war und halfen, wenn es ihnen möglich war, uns auch in privaten Dingen. Ich erinnere mich besonders an den Italiener Francesco. Er war im Privatberuf Schneider. Aus Stoffresten, die wir von der Omi hatten, aus ihren alten, abgelegten Kleidern oder sogar aus Resten von alten Fahnen oder Bettzeug nähte er uns Kleider, Hosen und Jacken. Die Frau Baronin brachte grüne Fahnen, als sie auch etwas brauchte. Das waren Jägerfahnen. Die Jagd war, als der Herr Baron noch jung war, sein Hobby gewesen. Er war früher einmal Gaujägermeister. Das hat uns sehr beeindruckt. Mutti bezahlte die »Kunstwerke« des Italieners, ebenso die Hilfe seiner Kameraden, mit extra großen Portionen leckeren Essens und Zigaretten, die sie auf unsere Marken gekauft hatte, denn wenn Vati nicht da war, rauchte bei uns niemand. Manchmal hat sie auch irgendwas dagegen getauscht. Wenn Kuchen gebacken worden war, bekamen sie davon ab. Die köstlichen Schleckereien waren den jungen Leuten weitaus lieber als Geld, mit dem sie sowieso kaum etwas anfangen konnten.

Maria hatte sich in einen jungen Russen verliebt. Wir nannten ihn »Iwan den Blondschoopf«. Er war auch in unsere »Itschga« verliebt. Wir neckten die beiden, wenn sie einander verlegen anstrahlten, gar irgendwo in einer Ecke verstohlen Händchen hielten.

Aber es gab auch einen Rivalen, einen Polen namens Pjotr (Peter). Maria mochte ihn nicht und versteckte sich, sobald er auftauchte. Eine Zeit lang tauchte er zu oft auf! Einmal wurde er so aufdringlich, dass Mutti einschreiten musste. Und ein andermal, als Mutti zufälligerweise im Dorf war, kroch Maria sogar in einen der Unterdachschränke im Speicher, um sich vor dem zudringlichen Verehrer zu verstecken.

An Weihnachten kochte Mutti für die Gefangenen besonders gute Gerichte, versuchte etwas Charakteristisches für jedes Land zu finden, aus dem die Leute gekommen waren: Weißbrot buk sie für die Franzosen als Beilage, Spaghetti wurden für »unsere« Italiener gekocht, Borscht durfte Maria für ihre Landsleute kochen.

Dann schmückte Mutti einen Tannenbaum, klein genug, damit sie ihn tragen konnte, um ihn mit ins Lager zu nehmen. Für jeden von

ihnen hängte sie ein Päckchen daran, gefüllt mit Plätzchen, Süßigkeiten und Zigaretten. Und sie achtete darauf, dass sie die Päckchen gerecht untereinander verteilten. Francesco war so gerührt, dass er Tränen in den Augen hatte und sagte: »Das esse ich nicht! Das ist zu schön! Das hebe ich auf und zeige es meiner Mama, wenn ich nach Hause komme.«

Dann umarmte er Mutti.

Meine Uniform

Wir Kinder hatten viele Freundinnen und Spielkameraden und waren so oft bei ihnen eingeladen wie sie bei uns. Leider wurde unsere Freizeit sehr eingeschränkt.

In der Schule wurde uns gesagt, wir müssten zu den »Jungmädchen« gehen. Ich war erstaunt. Ich war doch noch gar nicht zehn Jahre alt! Auch Mutti versuchte zu intervenieren. Warum so früh? Mein Geburtstag war doch erst in einem halben Jahr! Ich hatte doch erst im kommenden Sommer Geburtstag? Es gelte der Jahrgang und nicht der Monat, war die Antwort. Man bestand energisch darauf, dass ich die Versammlungen besuchte. Ich ging nicht gerne hin. Man sang, schrie »Heil Hitler!« und es wurden Dinge erzählt, die ich nicht mochte. Viel war von den Soldaten im Feld, von ihrem Heldenmut und Kampf, also vom Krieg die Rede! Und vom Krieg hatte ich die Nase voll! Das war genug Krieg gewesen, fand ich, was wir erlebt hatten, bevor wir nach Eisenberg gekommen waren!

Endlich bekamen wir eine andere »Führerin« in unserer Gruppe, bei der die Treffen erträglicher wurden. Wir malten, bastelten und strickten für die Soldaten Pulswärmer.

Als das Frühjahr kam und das Wetter wärmer wurde, gingen wir in den Wald und machten Spiele oder Gymnastik. Wir standen unter den Bäumen und sangen, während wir die Arme schwingen:

»Schwingen und--
schwingen und --
kreisen nach rechts--
kreisen nach links!«

Das änderte sich leider, als auf den Feldern die jungen Kartoffelpflanzen sprossen. Jetzt mussten alle, sogar die anderen Schüler unserer Schule, jeden Tag hinaus auf die Felder und die Kartoffelkäfer absammeln, die die Pflanzen befallen hatten.

Von den »Jungmädchen« kam niemand mehr los. Als wir mal für einige Zeit bei Omi auf dem Dorf waren, musste ich auch dort hin.

Es war an einem schönen Frühlingstag: Zu Führers Geburtstag mussten wir aufmarschieren. Mutti hatte mir eine rote Schleife ins Haar gebunden, um mich über die Uniform hinweg zu trösten, die ich hasste, weil der Rock mit dicken, weißen Knöpfen an der Bluse befestigt war, als wären wir Kleinkinder. Als wir zum Appell antreten mussten, stürzte unsere Führerin keifend auf mich zu: »Ein deutsches Mädchen schmückt sich nicht!«, riss mir die Schleife zusammen mit einem Büschel Haare vom Kopf und warf sie in die nächste Pfütze.

Meine Gefühle dabei kann ich gar nicht beschreiben! Ich verbiss mir die Tränen, denn die Freude wollte ich der ‚blöden Kuh‘ nicht machen, dass sie bemerkte, wie sehr sie mich gedemütigt hatte.

Einer meiner Klassenkameradinnen bekam der Appell an diesem Tag auch schlecht.

Ihre Kniestrümpfe rutschten, und sie durfte sich während des Appells nicht bücken, um sie wieder hinauf zu ziehen. Darum ging sie, als wir losmarschieren mussten, mit steifen vorsichtigen Schritten.

Als wir die Dorfstraße zum Versammlungsplatz entlang kamen, standen Eltern, Bekannte und die Dorfbewohner am Straßenrand. Auch Annelieses Mutter. Die bemerkte den eigenartigen Gang ihrer Tochter und sagte laut in rheinischem Dialekt, denn die Familie kam aus Düsseldorf: »Annelüse, du jehst ja wie uff Aiern.«

Die Leute ringsum lachten schallend, und die arme Anneliese hatte Tränen in den Augen. Sie tat mir leid! Drum griff ich nach ihrer Hand, als wir endlich auf dem Sportplatz standen, auf dem die Veranstaltung stattfand. Irgendein Mann in einer Uniform mit viel Geglitzer darauf hielt eine Rede. Danach schrieten alle wieder »Sieg Heil!«. Dann wurde das Horst-Wessel-Lied gesungen.

Das Sieg-Heil-Geschrei und Heil-Hitler-Gebrüll mussten wir mitmachen.

Das Händchenhalten mit Anneliese während des Singens brachte mir noch eine Rüge unserer Führerin ein. Aber das war mir jetzt egal.

»Lad doch die Jungmädchen - Helga mal zu uns nach Hause ein!«, meinte Annelieses Mutter, und so trafen wir uns immer mal wieder.

Die Gräber im Park

Wir Kinder begriffen einige Zeit nicht, warum der Baron nicht mehr in den Park kam.

Er war krank geworden und bald darauf gestorben. Er war alt, ja, aber er hatte doch zu unserer neuen, beschützten Welt im Park gehört. Wir waren traurig und vermissten ihn.

Im oberen Bereich des Parks, etwa auf halbem Weg zur Orangerie, waren Gräber von Angehörigen der Familie. Sie waren mit Immergrün überwachsen. Plötzlich bemerkte ich, dass dort frische Kränze lagen. Eine Trauerfeier hatten wir Kinder nicht mitbekommen. Und außer den Kränzen und Blumengebinden gab es dort nun spitze Tüten aus Blech, die in der Erde steckten. Zunächst waren Blumen in frischem Wasser wie in Blumenvasen darin. Später waren sie leer.

Eine Verwandte der Baronin aus Heidelberg kam und besuchte die Gräber. Sie füllte die Dinger wieder mit Wasser und steckte gelbe Nelken hinein. Als die nach einer Woche verwelkt waren, staken die Blechvasen leer in der Erde. Da ging ich auf die Wiese, pflückte zwei große Blumensträuße, füllte die Gefäße an der Quelle wieder mit frischem Wasser und steckte sie hinein. »Hast du die Blumen auf die Gräber gebracht?«, wollte die Baronin einige Tage später wissen.

»Ja, da waren keine frischen mehr, die alten waren verwelkt«.

Die Baronin lächelte: »Lieb von dir. Das darfst du öfter tun!«

Dann nahm sie mich an die Hand: »Willst du mit mir Pilze sammeln gehen? Ich zeig dir, welche essbar sind. Geh, sag der Mutti Bescheid und hol dir einen Korb und ein kleines Messerchen! Das brauchst du, um die Pilze richtig abzuschneiden.«

Ich ging mit ihr Pilze sammeln, nicht nur diesmal, sondern immer wieder, und nicht nur in den Park, sondern auch in die umliegenden Wälder. Bald kannte ich die Stellen genau, wo bestimmte Arten wuchsen, und wusste, welche essbar waren und welche giftig.

Nicht weit von der Parkmauer entfernt im Wald fanden wir schon Ritterlinge. Der Familie kam das später sehr zugute, als die Lebensmittelrationen gegen Ende des Krieges und danach immer kleiner wurden. Mutti wusste die wunderbarsten Rezepte für schmackhafte Pilzgerichte.

In der Notzeit nach dem Kriegsende waren meine Kenntnisse geradezu lebenserhaltend, vor allem einmal, als ich trotz der anhaltenden Trockenheit an einer noch immer etwas feuchteren Stelle im Tal eine riesige Kolonie Hallimasch gefunden hatte. Als ich so viele davon nach Hause brachte, wurden die übrig gebliebenen getrocknet, um später noch als Reserve zu dienen.

Auch sonst lernte die Familie, die zugeteilte Ernährung durch die natürlichen Gaben der Natur zu ergänzen. Es war nicht erst in der schlimmsten Hungerszeit, in der wir das versuchten.

Mit Mutti und den Geschwistern pflückten wir auch Beeren im Wald, wilde Himbeeren, Brombeeren, vor allem aber Heidelbeeren. Wenn die reif waren, mussten wir früh aufstehen und fleißig in unsere Eimerchen sammeln, denn die Saison war kurz und andere Sammler waren auch unterwegs. Mutti machte leckere Marmelade und Kompott aus den Früchten.

Bücher

Die Baronin hatte von meiner Lesesucht erfahren. Sie nahm mich mit in ihre Bibliothek im Herrenhaus: »Schau, da sind die Bücher von meinen Söhnen. Willst du sie lesen? Nimm eines mit! Bring es mir aber heil zurück, wenn du es ausgelesen hast! Dann bekommst du wieder ein anderes.«

Mutti hatte ihr wohl verraten, dass sie mich auf der Toilette erwischt hatte, als ich unbeobachtet von einem Regal im Haus ein Buch genommen hatte und es heimlich las? An den Inhalt des Buches erinnere ich mich nicht mehr. Irgendwas von einem Busen, auf den jemand küsste, kam darin vor. Ich habe nicht verstanden, was ich da las. Warum war ein Busen so interessant, dass man in einem Buch darüber schrieb? Einen Busen hatte Mutti. Und der war dazu da, dass

Pü, als er noch ein Baby gewesen war, daran trinken konnte. Später bekam er sein Fläschchen und dann aß er Brei, als er noch nicht genug Zähnnchen hatte, um mit uns Großen zu essen. Aber warum war ein Busen in dieser Geschichte für erwachsene Männer interessant? Waren die heimlich kindisch geblieben?

Der Titel des Buches hieß: »Die Bekenntnisse der Baronin de Brionne«.

Mutti war ärgerlich, nicht nur weil ich ein Buch las, das nicht für Kinder geeignet war, wie sie sagte, sondern weil ich auch noch das Klo zugeschlossen hatte und es stundenlang kein anderer benutzen konnte. Alle mussten auf die Ausweichtoilette ins andere Stockwerk gehen.

Unser tägliches Leben spielte sich damals mehr im ersten Stock oder in der Küche ab! In den Salon im Parterre gingen wir seltener, vor allem nicht im Winter. Uns war streng verboten, unbeaufsichtigt darin herumzutoben. Dazu, so sagte Mutti, hätten wir im Sommer den Park und im Winter unsere Zimmer. Der Salon blieb immer etwas Besonderes. Die heißen Tage in der warmen Jahreszeit verbrachten wir allerdings auch gerne auf der Glasterrasse vor dem Salon.

Als später die Holz- und Kohlezuteilungen immer kleiner wurden, wurde das große Zimmer im ersten Stock alles zusammen: Elternschlafzimmer, Wohnzimmer und Küche. Mit einem kleinen Öfchen, das eine Herdplatte hatte, der »Kochhexe«, wurde es beheizt. Im großen Salon wäre es, vor allem in dem schrecklichen Winter von 1946, viel zu kalt gewesen. Der riesengroße Raum wäre nie, selbst wenn man genügend Kohlen oder Koks gehabt hätte, um im Kamin Feuer zu machen, zu beheizen gewesen.

Ich bekam von nun an also mein »Lesefutter« von der Baronin. Sie achtete sorgsam darauf, was ich las. Erst kleinere Geschichten, aber ab einer bestimmten Zeit waren es alle Bände von Karl May. Die verschlang ich geradezu!. Ich schwärmte und träumte von Winnetou und Old Shatterhand! Danach kamen anspruchsvollere Bücher dran. Mit 13 Jahren las ich verfrüht zum ersten Mal Goethes Faust.

Das Nibelungenlied löste schriftstellerische Versuche aus. Siegfried tat mir so leid, dass ich begann, das Stück umzuschreiben. In meiner Version erging es ihm viel besser als im Originaltext. Als ich die Notizen dazu einige Jahre später wieder fand, schämte ich mich so

sehr des Kitsches, den ich damals verbrochen hatte, dass ich sie in den Ofen warf, ohne sie je einem Menschen gezeigt zu haben.

Ebenso erging es meinen ersten Gedichten. Viel später, als ich studierte, kam das Nibelungenlied in einem ganz anderen Zusammenhang wieder in mein Gesichtsfeld! Ich musste mich in den Vorlesungen Prof. Webers aus einem ganz anderen Blickwinkel damit beschäftigen! Ich erinnerte mich meines Geschreibsels und musste herzlich lachen, als ich mich an diese missglückten ersten dichterischen Versuche erinnerte.

Meine damalige Leseleidenschaft kam mir aber später in der Schule sehr zustatten.

Die Rotbuche

Unterhalb des Hauses stand eine große Rotbuche. Sie breitete ihre Äste über den Wiesenhang mit leuchtend roten Blättern nach allen Seiten aus. Ich liebte ihr sanfte Rauschen, wenn sie ein Wind bewegte.

Weil der Abstand der Zweige, die seitlich aus dem dicken Stamm wuchsen, nicht groß war, machte es Spaß, auf ihnen wie auf einer etwas unregelmäßigen Leiter nach oben zu klettern. Man musste nur dicht am Stamm bleiben, wo die Äste dicker waren, dann hatte man Halt genug, um eine beachtliche Höhe zu erreichen.

Dort oben hatte man eine weite Aussicht durch das Tal, über die Gebäude der Fabrik und den Bach, der zwischen der Straße und den Gebäuden schimmerte.

Manchmal machten wir, die Schwestern und ich, es den Vögeln nach und begannen, dort oben mit unseren hellen Kinderstimmen zu singen. Zweistimmig! Das machten wir sonst nur unter Muttis Anleitung, wenn wir in der Küche beim Abtrocknen des Geschirrs helfen mussten. Auf der Rotbuche machte das viel mehr Spaß!

»Kai, du darfst nicht so hoch steigen wie wir! Deine kurzen Arme und Beine können die Zweige nicht erreichen.«

Wir waren angehalten aufzupassen, dass er uns das Klettern in die hohen Zweige nicht nachmachte. Zu gefährlich für den »Kleinen«!

Aber eines Tages: »Dezimeter! Dezimeter!«, neckte ihn Ute, die zwei Jahre, die sie älter war als er, genüsslich ausspielend.

»Doch, ich kann auch da rauf!« Trotzig funkelten seine Augen und seine Lippen schoben sich nach vorne.

»Mach kein Schweineschnäuzchen, bleib da unten!«, bekam er zu hören.

Er schaukelte sich auf den unteren Zweigen, als wir wieder hinunterstiegen und weggingen.

Wir hatten ihn fast vergessen, als wir ihn rufen hörten. Er saß auf der Rotbuche, ganz oben in der Krone, höher als wir Großen uns je gewagt hatten! Er war weiter außerhalb als wir die Zweige empor geklettert, so dass er sie etwas nach unten zu sich hatte herziehen können, wie er uns später vormachte. Sie waren da biegsamer und hatten mehr und feinere Verästelungen, an denen er sich hatte festhalten können. Jedoch nun, oben in einer Astgabel nahe dem Stamm sitzend, konnte er sie nicht mehr erreichen, ohne in Gefahr zu geraten, von seinem relativ sicheren Platz wegzurutschen. Else erkannte zuerst die Gefahr, rannte los und rief die Erwachsenen. Die versammelten sich um die Buche, versuchten, sie selbst zu erklimmen, um ihm herunter zu helfen. Vergeblich! Die dünneren oberen Äste hielten ihr Gewicht nicht aus.

Männer aus der Fabrik wurden gerufen. Leitern wurden angeschleppt, waren jedoch alle nicht hoch genug, um ihn zu erreichen und fanden auf dem schrägen bergigen Gelände nirgends einen Halt, auf dem sie fest stehen konnten. Jeder Rettungsversuch schien zu scheitern. Mutti umklammerte, weiß im Gesicht vor Sorge, den Baum. Sie versuchte sich nichts anmerken zu lassen und redete Kai gut zu. Er solle Ruhe bewahren, sich gut festhalten, bis die Feuerwehrleute, die man inzwischen gerufen hatte, da seien.

Schneller als befürchtet kam der Moment, in welchem mein Brüderchen die Kraft verließ!

Noch bevor wir etwas sehen konnten, hörten wir plötzlich ein Krachen in den obersten Zweigen und sahen dann erst, wie der kleine Körper nach unten fallend wieder und wieder auf ihnen aufschlug, während er durch die dichten Blätter und die etwas mehr außen wachsenden dünneren Äste hinunterfiel. Er hatte sich instinktiv zusammen gekrümmt und rollte durch sie hindurch, fast wie ein Ball.

Dabei wurde zu seinem Glück die Geschwindigkeit seines Sturzes abgebremst. Endlich kam er auf dem Boden an, rollte noch ein kleines Stückchen weiter. Dann lag er - wie lange? - regungslos da. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Es war totenstill. Dann rannte Mutti auf ihn zu. Noch bevor sie ihn erreicht hatte, bewegte er sich, setzte sich auf, sah sie mit großen, strahlenden Augen an und sagte mit vor Erleichterung jubelnder Stimme:

»Gott sei Dank bin ich unten!«

Das Laub und die biegsamen äußeren Zweige hatten seinen Sturz so sehr abgebremst, dass er außer ein paar kleinen, blauen Flecken keine Verletzungen davon getragen hatte. Mutti hob ihn auf und umarmte ihn.

Erst viel später schimpfte sie ihn für seinen Leichtsinn aus. Man merkte ihr dabei an, dass sie nicht echt zornig war, sondern froh, dass sie ihn nach diesem Abenteuer so gesund und heil in ihren Armen hielt. Sie meinte nur, eine gewisse Strenge ihrem erzieherischen Prinzip schuldig zu sein.

Noch Jahre später neckten wir Pü mit seinem Ausspruch: »Gott sei Dank bin ich unten!«

Die Westfront

So friedvoll, wie wir das Leben in unserer ersten Eisenberger Zeit empfunden hatten, war es leider nicht.

Auch hier gab es bald Fliegeralarm. Da kamen nicht nur die Flugzeuge, die versuchten, die Brücke über dem Eiswoogweiher zu treffen, über die die Bahnlinie nach Kaiserslautern führte, sondern vor allem die Bombengeschwader, die uns Tag und Nacht überflogen, um ihre Bombenteppiche über den Städten am Rhein abzuwerfen. Nachts sah man hinter den Bergen des Pfälzer Waldes den Widerschein der Brände am Horizont.

Mutti war stets in Sorge um Vati, der nach wie vor arbeiten und seinen nächtlichen Hilfsdienst in der IG-Farben in Ludwigshafen leisten musste. Viele Menschen kamen in diesen Bombennächten in

den Städten um! Sie schlief nie, bevor von ihm der erlösende Anruf gekommen war.

Außerdem: Die Westfront rückte seit der Landung der Alliierten in der Normandie näher. Was mich wunderte war, dass die Eisenfabrik der Barons nicht zum Ziel der Bomber wurde. Anscheinend war die Lage im Tal zwischen den Wäldern des Pfälzer Waldes ein gewisser Schutz. Nicht einmal die Eisenbahnschienen, die auf der anderen Talseite an der Fabrik entlang führten, wurden an dieser Stelle ein Ziel für Luftangriffe.

Und trotzdem war auch ich einmal in akuter Gefahr durch ein Flugzeug! Ich war mit dem Fahrrad zu einem Bauern gefahren, der seinen Hof in einem Weiler nahe des Nachbarorts Ramsen hatte, um die Milch zu holen, die wir regelmäßig von ihm bezogen. Ich hatte nicht auf Muttis Rat gehört und weiße Kniestrümpfe angezogen. Ich fand sie hübscher als die bunten. Sie leuchteten von weitem.

Eine Zehnjährige ist manchmal ganz schön eitel!

Die volle Milchkanne über die Lenkstange gehängt strampelte ich fröhlich vor mich hin, als ich das Heulen eines Tieffliegers dicht über mir hörte. Er war schon sehr nahe, bevor ich vom Rad herunter kam. Erdfontänen sprangen neben mir hoch, als links und rechts Geschosse einschlugen. Da nahm ich meine Milch, achtete nicht mehr darauf, wie viel davon ich verschüttete, und sprang unter die Büsche in den Straßengraben, der die Straße vom Wald und den Feldern trennte.

Das Flugzeug wendete und kam zurück. Einen Augenblick lang war es so nah, dass ich sogar glaubte, den Kopf des Piloten im Gegenlicht vor dem Himmel erkennen zu können. Ich war unter den Büschen im Straßengraben offensichtlich für ihn unsichtbar geworden. Als nur noch mein Fahrrad auf der Straße lag, wiederholte er die Attacke nicht, sondern drehte ab.

Weiter weg hörte ich kurz darauf wieder Schüsse. Später erfuhr ich, dass einer der Bauern aus Ramsen, der mit seinem Kuhfuhrwerk auf dem Acker war, getroffen worden war. Auch seine Kühe seien tot gewesen. Danach durfte ich nicht mehr alleine zum Milchholen fahren.

Im Bunker

Das Parkhaus hatte keinen Keller. Darum hatten die Barons schon bald nach unserem Einzug ins Parkhaus alte Karten hervorgesucht, auf denen eingezeichnet war, wo es im Sandsteinfelsen unter dem Waldbewuchs im Park nahe des Parkhauses alte unterirdische Wasserleitungen und Höhlen gab. Sie führten zu einer unterirdischen Quelle, die früher zur Wasserversorgung gedient hatte.

Die Eingänge waren zugeschüttet worden, als man sie im 19. Jahrhundert wegen der technischen Erneuerung einer durchgehend allgemeinen Wasserversorgung nicht mehr brauchte.

Jetzt, so schien es, konnten die alten Höhlen ein sicherer Schutz vor kriegerischen Ereignissen sein.

Die Barons hatten zwar mit dem von der Regierung eingesetzten Verwalter, dem Herrn X will ich ihn nennen, denn die Erinnerung an ihn ist so schlimm, dass ich nicht mal mehr seinen Namen aussprechen oder hinschreiben mag, zu kämpfen, der nicht noch mehr Arbeitskräfte von der Fabrik für »gärtnerische Arbeiten im Park« bereitstellen wollte, war aber schließlich doch erfolgreich. Diesem Herrn X, der später in unserem Leben noch eine verheerende Rolle spielen sollte, hatten die Behörden die Direktion der Fabrik übertragen, als sie dazu verpflichtet worden war, »kriegswichtige Produkte« herzustellen.

Der verschüttete Eingang des Höhlensystems wurde gefunden und frei geschaufelt. Zugleich wurde in einem andern Teil des Parks der Schacht zur ehemaligen Belüftung über der Höhle, in der sich die immer noch sprudelnde Quelle befand, wieder geöffnet. Ein solider Eingang, von Balken gestützt, wurde gebaut. Er blieb aber hinter den ihn umstehenden Büschen und Bäumen des waldartigen Geländes verdeckt.

Der Gang, in den man durch ihn in eine größere Höhle gelangte, war so niedrig, dass sich die Erwachsenen bücken mussten, um nicht mit dem Kopf an die Decke zu stoßen. In einer Höhle, die groß wie ein Zimmer war und in der so etwas wie ein Aufenthaltsraum geschaffen wurde, waren Sitzgelegenheiten und ein Kocher. Daran schlossen sich noch andere Hohlräume und Gänge an, die bis an die unterirdische Quelle im Felsen führten, die wunderbares frisches Wasser lieferte.

Sie sprudelte direkt unter dem Schacht, der senkrecht nach oben ging. Durch seine Öffnung konnte man von unten aus die Zweige der Bäume sehen, die seinen Rand umstanden. Sogar ein Stückchen des Himmels wurde, wenn man genau hinsah, sichtbar.

An anderer Stelle wurden Pritschen aufgestellt, die mit Bettzeug versehen waren, in denen wir schlafen konnten. So tief unter den Felsen hörten wir nichts, was uns dabei hätte stören können: keine Sirenen, keine Flugzeuge! Alles war ganz anders als im Luftschutzkeller in Ludwigshafen. Daran erinnerte nichts. Fast gemütlich kam es uns hier vor! Nahrungsmittel waren genügend in den Bunker geschafft worden, viele warme Decken, Kissen und Kleider.

Beleuchtet wurde das Höhlensystem durch grelle Karbidlampen. Auch die Baronin und der Herr Baron, denn mit dem Bau war ja schon zu seinen Lebzeiten begonnen worden, kamen, wenn Fliegergeschwader über uns hinwegflogen, in den Bunker. Sonst kam niemand herein. Es mag sich seltsam anhören, aber wir waren gerne im Bunker. Wir hatten, außer dem Gefühl großer Geborgenheit, ausgefallene Möglichkeiten zum Spielen.

Tagsüber gefielen uns die Fledermäuse, die an den Decken hingen, besonders gut. Das waren niedliche Tierchen, nicht größer als Mäuse. Man konnte sie, wenn man vorsichtig mit ihnen umging, von der Decke abpflücken. Dann klammerten sie sich mit winzigen Füßchen, die fast wie Händchen mit Fingerchen aussahen und sich ganz zart und weich anfühlten, an den Zeigefinger der Hand, mit der man sie festhielt. Ihr feines Fellchen war ebenfalls warm und weich. Mit großen, schwarzen Äuglein blinzeln versuchten sie wahrzunehmen, was da mit ihnen geschah. Manchmal schüttelten sie die Köpfchen und wackelten mit den Öhrchen wie kleine Hunde. Wenn man Glück hatte, öffneten sie gar ein spitzes Schnäuzchen und streckten ein rosiges Zünglein heraus. Legte man nicht den Daumen um das Körperchen, öffneten sie manchmal die Flügel, hautbespannte Gebilde von erstaunlicher Spannweite. Wenn die Erwachsenen dabei waren, durften wir sie nie zu lange umhertragen.

Vor allem der Herr Baron achtete darauf, dass wir sie wieder vorsichtig an die Decke setzten, wo sie sich sofort festklammerten. Er hatte als passionierter Jäger, der er einmal gewesen war, ein inniges Verhältnis zur Natur in all ihren Erscheinungsformen. Es war immer

spannend, wenn er uns über Pflanzen, Tiere und ihre Besonderheiten belehrte. Ehrlich gesagt, mir war die Beschäftigung mit unseren kleinen Höhlenbewohnern viel lieber als alle anderen Spiele, die wir sonst hätten spielen können.

Halt! Doch! Etwas machte mir genauso viel Spaß wie das Spiel mit den Tierchen: In der Wand der einen Höhle hatten wir eine Tonader entdeckt. Daraufhin hatte Vati uns gezeigt, wie man den Ton am leichtesten herausholen konnte, hatte uns aus Holzabfällen Brettchen gemacht, die ähnlich wie Backbretter waren, auf denen wir ihn walken konnten. Er zeigte uns auch, wie lange man ihn kneten musste, damit er zu einem geschmeidigen Material wurde und sich ähnlich anfühlte wie das Knetgummi, das wir früher mal in unserer Spielzeugkiste gehabt hatten. Im Gegensatz zu diesem wurde er allerdings, wenn er getrocknet war, hart und zerbrechlich. Man konnte Figuren kneten, ganz wie wir es im Atelier der Bildhauerin Hildegard Thesen gesehen hatten, die unten am Hammerweiher wohnte und die wir manchmal besuchen durften. Natürlich waren unsere Arbeiten nicht mit den Kunstwerken jener liebenswerten Dame zu vergleichen!

Wenn eine unserer Figuren besonders gut gelungen war, legte Mutti sie in den Backofen, um sie zu brennen.

Aber, ehrlich gesagt, das Kneten und Manschen des Tones war eigentlich das größere Vergnügen! Da musste man gar keine bewundernswerten Erfolge mit den Figuren haben. Verrückt und begeistert war, dass uns dabei immer wieder etwas Neues einfiel!

Als im letzten Kriegsjahr die Front näher rückte, man das Schießen der Geschütze immer deutlicher hörte, brachten wir fast sechs Wochen ununterbrochen im Bunker zu. Allerdings meist ohne Vati, der wieder in Ludwigshafen bleiben musste.

Der Einmarsch der Amerikaner

Die Schlacht bei Kirchheimbolanden, unserer Kreisstadt, war entschieden, als wir endlich unsere Zuflucht verlassen konnten.

Mutti und Maria hatten in den Schrägen unter dem Dachgebälk des Hauses verwundete deutsche Soldaten versteckt, die einer Gefangen-

schaft entgehen und lieber gleich von der Front aus nach Hause fliehen wollten.

Unbemerkt von uns Kindern hatten sie sich der Hilfe der Frauen anvertraut. Unter den mit Türen versehenen Schrägen auf dem Dachboden waren sie gut verborgen. Wir Kinder wussten nichts davon. Das war besser so. Ich bekam nie einen von ihnen zu Gesicht, sondern erfuhr erst viel später davon.

Als die Amerikaner einmarschierten, unten im Tal auf der Straße entlang der Parkmauer, nahm Mutti uns endlich wieder mit hinunter auf die Straße.

»Haben wir den Krieg verloren?«, fragte ich.

»Ja, Gott sei Dank«, sagte Maria. Mutti nahm mich in ihre Arme. Sie weinte, und sagte zu meiner Verwunderung: »Gott sei Dank! Jetzt sind wir frei!«

Ich wusste nicht, was sie meinte. Alles war für eine noch nicht ganz Elfjährige sehr unverständlich geworden. Da marschierten die, von denen ich im Radio, in der Schule und von den meisten Erwachsenen nur immer gehört hatte, dass sie »unsere Feinde« seien, an uns vorbei, lachten uns Kinder an und warfen uns Kaugummi und Kekse zu. Kaugummi kannten wir noch nicht, mussten erst herausfinden, was man damit macht. Als wir es aber ausprobiert hatten, gefiel es uns sehr! Wir konnten uns gar nicht genug davon von den freundlichen, fremden Soldaten erbetteln.

Wie Vati nach Hause kam

Die linke Seite des Rheines war ganz von den Alliierten erobert! Vati war auf der rechten Seite in Ludwigshafen, als bei uns die Amerikaner einmarschierten. Wie es ihm dort ergangen war, erzählte er uns, als er endlich nach Hause kam. Er war, wie alle Männer, alte und kranke, Hitlerjungen, oft Kinder noch, aus dem Labor heraus zum Volkssturm und zur Verteidigung des Rheinufers befohlen worden. Man hatte ihm ein Gewehr in die Hand gedrückt. Er sollte damit nach drüben auf die feindlichen Truppen schießen, um den »Führer und das Reich«, das »Vaterland«, wie man sagte, zu verteidigen.

Nun, »den Führer und sein Reich« wollte Vati gerade nicht verteidigen! Er warf das Gewehr weg und sprang in den Rhein. Er war immer schon ein ausgezeichneter Schwimmer gewesen.

Früher, in friedlicheren Zeiten, waren wir manchmal im Sommer zum Baden an den Rhein gegangen. Da war er mehrere Male hinüber ans andere Ufer und wieder zurück geschwommen, was uns sehr beeindruckt hatte. Er fand es wichtig für uns, früh schwimmen zu lernen. Schon, als wir noch ganz klein waren, hatte er es uns beigebracht. Ich lernte es am Main, als wir unsere Ferien bei Omi verbrachten, als ich fünf Jahre alt war. In die Strömung durften wir uns nie wagen. Das hatte er uns streng verboten. Zu gefährlich! Die zu durchschwimmen war sein Privileg. Nur er war groß und stark genug, um ihr standzuhalten!

Diese seine sportliche Fähigkeit nutzte er jetzt aus! Er warf das Gewehr weg, das man ihm in die Hand gezwungen hatte, und sprang mit all seinen Kleidern, so wie er war, ins Wasser, tauchte und schwamm los. Irgendjemand schoss hinter ihm her. Als das die Amerikaner vom anderen Ufer aus beobachtet hatten und die Schüsse hörten, schossen sie zurück. Sie gaben ihm regelrecht Deckung.

Als er bei ihnen angekommen war, zogen sie ihn an Land. Vati hatte als Kind in der Schule sehr gut die englische Sprache erlernt. Darum konnte er ihnen sofort auf ihre Fragen antworten und erklären, was ihn zum Überqueren des Flusses bewogen hatte. Das machte Eindruck! Sie gaben ihm trockene Kleider, Essen, Zigaretten, während er ihnen erklärte, dass seine Familie auf der linken Seite des Rheines wohne und er so schnell wie möglich zu ihr wolle. Einer der Offiziere befahl daraufhin einigen Soldaten, ihn in einem Jeep nach Eisenberg zu fahren.

Als sie angekommen waren, kochte Mutti überglücklich den jungen Soldaten Malzkaffee, bevor sie wieder zurück zu ihrer Truppe aufbrachen. Die Familie war vereint! Welch ein Glück

Die Kapitulation

Das Radio war in diesen Tagen fast immer angestellt. Natürlich wollten die Erwachsenen erfahren, wie der Krieg weiter verlief! Eines Tages rief Mutti: »Der Gröfaz ist tot.«

»Gröfaz« war der Spottname, den ein Kabarettist für Hitler erfunden hatte. Eine Abkürzung von »G rößter F ührer A ller Z eiten«, eben Gröfaz. Dieser Uzname hatte sich ganz schnell überall ausgebreitet. Er war zu schön! - Also, der Gröfaz war tot!

Kurz darauf endlich die Kapitulation! Man überlegte erschüttert, wie viele Menschenleben man hätte retten können, hätten die in Berlin im Führerbunker Verschanzten früher kapituliert. Man konnte nur spekulieren, musste glauben, was im Radio gesagt wurde, denn Telefonanschlüsse funktionierten nicht mehr. Private Nachrichten kamen nicht mehr durch.

Die meisten Leute wussten nicht, was mit ihren Verwandten war, die einige Kilometer entfernt wohnten und wie sie die letzten Kriegereignisse überstanden hatten.

Auch bei uns war es so. Wie ging es unserer Omi? Wie den anderen Verwandten? Hatten sie das Kriegsende gut überstanden? Es blieb nur ein dumpfes Hoffen und Warten.

Maria traf in diesen Tagen oft Ihren Iwan den Blondschoopf, der ja nun frei war; nicht mehr von deutschen Soldaten bewacht wurde, nicht mehr in der Fabrik schuftete. Die Freude, in ihre Heimat zurückkehren zu können, eine neue Zukunft planen zu dürfen, war den jungen Leuten anzumerken.

Mutti gab Maria, damit sie sich für ihren Liebsten richtig schick machen konnte, einige ihrer Kleider und Schminksachen ab, die sie meinte entbehren zu können. Unsere Maruska war längst nicht mehr das verschüchterte Bauernmädchen, als das sie zu uns gekommen war, sondern eine selbstbewusste junge Dame. Wie Mutti stöckelte sie auf hohen Absätzen durch die Gegend.

Sie blieb bei uns, bis der Rücktransport in ihre Heimat organisiert zu sein schien.

Ich habe immer noch das Bild vor Augen, wie sich Maria strahlend, in ein dunkles Kostüm mit weißer Bluse und schwarzen

Stöckelschuhen gekleidet, den schweren übervollen Koffer und eine Handtasche mit Habseligkeiten neben sich abstellte, um sich mit Umarmungen und Küssen von uns zu verabschieden.

Nie kam die verabredete Nachricht von ihrer glücklichen Ankunft in der Heimat bei uns an. Nie mehr überhaupt ein Lebenszeichen von ihr! Erst Jahre später erfuhren wir, dass die Gefangenen und Zwangsarbeiter, die von den Nazis zynisch zu »Hilfswilligen« deklariert worden waren, nach ihrer Heimkehr als »Kollaborateure« von Stalin nach Sibirien verbannt worden waren. Dort kamen viele von ihnen um.

Die meisten von ihnen waren jedoch gleich nach Ankunft des Zuges als angebliche »Landesverräter« von ihren eigenen Leuten erschossen worden.

Unsere Maria, das haben meine Eltern nie verschmerzt, muss unter Letzteren gewesen sein. Sonst hätte sie einen Weg gefunden, uns eine Nachricht zu schicken.

Die Polen

Noch als Maria bei uns gewesen war, hatten die Polen unter Pjotrs Führung eine Bande gegründet, die sich bei den Bauern mit Gewalt das verschaffte, was sie haben wollte, vor allem Nahrungsmittel, denn die Gemeinschaftsverpflegung, die sie, als sie noch in der Fabrik schufteten mussten, erhalten hatten, fiel ja nun aus.

An einigen Deutschen rächten sie sich, besonders an denjenigen, die sie als Gefangene schlecht behandelt hatten. Man fürchtete sich vor ihnen. Sie gingen bei hellichtem Tage auf die Höfe und holten sich mit Gewalt, was sie haben wollten. Es soll dabei sogar Tote gegeben haben. Dieses Gerücht wurde allerdings nie bestätigt. Das sei die Rache an den Deutschen für das, was sie ihnen und ihrem Land angetan haben, hätten sie erklärt.

Auch Maria hatte Angst vor Pjotr. Er war immer noch eifersüchtig auf Iwan. Sie erzählte uns mit Entsetzen, was sie von den anderen Befreiten über ihn und die Aktionen seiner Gruppe gehört hatte. Nein, den Pjotr könne sie nicht lieben! Nur den Iwan, den Blondschof! Und

deshalb verschwand sie hastig in ihrem Zimmer, als es eines Abends, es war schon dunkel, hart an die Türe im Glasgang zwischen dem Wohnhaus und dem Küchentrakt klopfte. Es war Pjotr. Mutti öffnete die Türe. Pjotr kam herein, ging in den Salon und setzte sich auf das Klavier.

»Pjotr«, sagte Mutti, »Sie haben sich früher nicht auf das Klavier gesetzt. Heute geht das auch nicht! Da ist ein Stuhl, da können Sie sich hinsetzen!«

Verlegen schaute der junge Mann sich um: »Ja, Frau! Ja! Tschuldigung!«

Er setzte sich auf den Stuhl, auf den Mutti gezeigt hatte. »Und was wollen Sie?«

»Oh, ich wollte Frau besuchen. Frau immer gutt zu uns gewest! Hab ich was mitgebracht für Frau!«

»Was mitgebracht? Was?«

»Komm Frau, Freunde sind draußen! Kommen rein? Oder komm mit raus? Is aber schwer für Frau!«

»Na, dann kommt rein, aber nicht in den Salon, sondern in die Küche!«

»Ja, Küche sowieso besser«, sagte Pjotr und grinste sie an.

Er öffnete die Türe und winkte seinen Kameraden. Die kamen und legten ein halbes Kalb auf den Küchentisch, das sie irgendwo »organisiert« hatten. Das sei für uns, weil es mit der Versorgung im Augenblick doch nicht so gut klappe.

»Du immer gutt Frau«, wiederholte er mehrmals. »Essen gekocht für Kameraden und uns. Gutt Essen!«

Mutti holte einen Rest Wein, den sie noch hatte, und schenkte jedem der Polen ein halbes Gläschen ein, für mehr reichte es nicht, als sie sich bedankte. Dann ging der unerwartete Besuch wieder. Das war wahrhaftig Rettung in höchster Not!

Noch in der Nacht wurde gekocht und gebraten. Wir aßen uns so satt wie schon lange nicht mehr! Vor allem die Wurstsuppe, die Mutti und Maria gekocht hatten, war lecker! Die jungen Männer, die immer noch unter dem Dach versteckt waren, bekamen reichlich davon ab. Die meisten waren junge Kerle, fast noch Kinder, Hitlerjungen, die in den letzten Tagen noch zum Wehrdienst gezwungen worden waren.

Eingekocht wurde, was wir nicht sofort essen konnten. Und diese Reserven reichten noch für einige Wochen.

Die auf dem Dachboden Versteckten brachen noch in derselben Nacht auf, von den Barons einigermaßen gut mit Zivilkleidern und von uns mit genügend Proviant versehen, um sich auf den Weg durch die Wälder zu ihren Heimatorten wagen zu können. Das war wichtig, denn man wusste nicht, ob es bei uns für sie noch sicher genug war.

Der Bunker, der zunächst geeigneter als Versteck zu sein schien, war schon kurz nach dem Einmarsch der Amerikaner von deren Soldaten inspiziert worden.

Wir Kinder machten uns heimlich darüber lustig, wie zögernd und ängstlich, ihre Maschinengewehre im Anschlag, sie hineingingen, obwohl wir Kinder ihnen fröhlich voraushüpften, um ihnen den Weg durch die Höhlen zu zeigen. Danach allerdings war unsere Belohnung eine große Tafel Schokolade. Köstlich! Wie lange hatte es eine solche Leckerei für uns schon nicht mehr gegeben! Sie war schnell verteilt und aufgegessen.

Klavierstunden

Im Salon stand das Klavier, auf das sich Pjotr gesetzt hatte. Ich habe noch nicht davon erzählt. Dabei war es ein wichtiger Teil unseres Kinderlebens in Eisenberg. Else und ich hatten vor Kriegsende Klavierstunden bekommen. Auch deswegen erinnere ich mich so genau an das Bild der Dame im Brokatkleid, das über dem Klavier hing. Mit ihren glänzenden, dunklen Augen schien sie aufzupassen, dass wir richtig spielten. Ja, »wir« ist korrekt! Denn außer den einzelnen Übungen für jede von uns erhielten wir von unserer Klavierlehrerin auch Unterricht im »Vierhändigspielen«.

Da ging es, wenn wir zu Hause übten, nicht immer ganz friedlich zu. Ich machte Else und Else machte mich für Fehler verantwortlich. Vor allem um das Zählen ging es immer wieder: Wer zählte zu schnell, wer zu langsam? Mutti schritt ein und unterbrach uns, wenn die Diskussion zu heftig wurde.

Ich freute mich, dass das manchmal zu meinen Gunsten ausfiel. Ich durfte meine Clementisonatinen oder die Kinderszenen von Schumann weiter spielen, weil ich die »Ältere« war. Else musste warten, bis die Reihe an sie kam. Manchmal ließ ich sie freiwillig weiter machen. Ich wollte nicht so egoistisch erscheinen. Und manchmal hatte ich auch einfach keine Lust weiter zu üben.

Else schien immer Lust zu haben. Sie war sowieso immer viel fleißiger und geschickter als ich. Auch da.

Einige Male übten wir für Aufführungen im Gemeindesaal des Dorfes. Das war sehr aufregend. Wir bekamen von Francesco neue Kleider dafür genäht! Meines war blau mit weißen Blumen darauf. Omi hatte eines ihrer besten Gewänder dafür geopfert. Aber ich glaube nicht, dass ich sehr viel Ehre einlegte. Ich war viel zu aufgeregt. Else schien ruhiger zu sein.

Im Publikum saßen die Eltern aller Schüler unserer Klavierlehrerin und hörten zu. Nach jeder Darbietung spendeten sie freundlich Applaus. Den meisten bekam natürlich unsere Lehrerin am Schluss der Vorstellung. Sie hatte ihn mit Sicherheit verdient.

Unsere Klavierlehrerein hieß Rosa Bernhardt. Gebeugt vom Alter saß sie am Klavier neben ihren Schülern, wenn sie unterrichtete. Wer noch nicht mit dem Unterricht dran war, musste still auf dem Stuhl an der Wand sitzen und geduldig warten, bis der oder die Vorige fertig war. Ihre helle Stimme habe ich noch im Ohr. Ich bewunderte sie sehr.

Manchmal schlief sie neben mir ein, wenn ich brav vorspielte, was ich zu Hause (hoffentlich gut) geübt hatte. Wehe mir, wenn ich plötzlich einen Fehler machte! Da kam ein kurzes Bellen aus dem Hundekorb, in dem Hexe, der Spitz von Frau Bernhardt, lag. Vom Alter am Rücken fast ohne Fell und mit hängenden Lefzen hatte er anscheinend alle Stücke, die die Schüler seiner Herrin je hatten lernen müssen, längst in seinem Köpfchen gespeichert und wusste, wann wir falsch und wann richtig spielten. Sein kurzes »Wau« weckte die alte Dame auf, und sie rief unweigerlich: »Fingersatz!«

Natürlich! Denn meist war der Fehler durch falschen Fingersatz entstanden. Oft hatte ich aber nicht diesen Fehler gemacht, sondern vergessen, den Takt richtig auszuzählen. Auch das bemerkte das Tier. Hexe war der musikalischste Hund, dem ich je begegnet bin. Als er an

seinem hohen Alter starb, wurde Frau Bernhardt sehr krank. Kurz nach dem Tod ihres Hundes starb auch sie.

Was sie mich gelehrt hatte, wurde ein wichtiger Teil meines Lebens. Ich hatte die innere Struktur eines Musikstückes zu erfassen gelernt. Diese Fähigkeit war unbedingte Voraussetzung für die Arbeit in meinem späteren Beruf als Tanzpädagogin und Choreographin.

Traurig ging ich nach ihrem Tod an das Klavier, begann Musikstücke zusammen zu phantasieren und führte Selbstgespräche, in denen ich sie vor mich hin murmelnd fragte, ob ihr das von mir erfundene Stück gefallen hätte. Eine Erinnerung an eine glückliche Zeit! Es gab niemanden, der uns danach Klavierstunden gab.

Vielleicht war ich deshalb innerlich mit Mutti so sehr einverstanden gewesen, als sie nach Kriegsende dem Pjotr verboten hatte, sich aufs Klavier zu setzen, und ich diese unwichtige Variante seines Besuches nie vergessen konnte? Es war ein Sakrileg, das auch ich nicht hätte dulden mögen.

Umso heftiger traf es mich, als die später mit den Franzosen einmarschierenden Marokkaner nicht nur in den Weinkellern die Fässer zerschlugen und heftige Zerstörungen anrichteten, sondern willkürlich Möbel und vor allem Musikinstrumente aus den Fenstern warfen und zerstörten. Das waren Dinge, die nicht zu ihrer Kultur gehörten.

Als Angehörige der französischen Besatzungsmacht glaubten sie, hätten sie ein Recht darauf, Rache zu nehmen für das, was die Deutschen zuvor in Frankreich getan hätten. So jedenfalls erklärten uns die Erwachsenen damals das Verhalten der einmarschierenden neuen Truppen.

Irgendwann, bevor die Amerikaner den Franzosen unser Gebiet überließen, war auch Pjotr mit seinen Kumpanen aus der Gegend verschwunden. Ob die Amerikaner den Polen ebenfalls ermöglicht hatten, in ihre Heimat zurückzukehren? Wahrscheinlich! Auch von Pjotr erhielten wir nie mehr ein Lebenszeichen.

Aber noch während der amerikanischen Besatzungszeit erlebten wir Schlimmes.



1944, Eisenberg/Pfalz
Das Klavier

Die Denunziation

Eines Tages standen amerikanische Soldaten in Kampfuniform vor unserem Haus. Sie verhafteten meine Eltern. Mutti sei »Gaupropagandarednerin« gewesen und Vati »Hitlerjugendbannführer«.

Herr X hatte sie denunziert, erfuhren wir später. Er, der während des Dritten Reiches die Waffenproduktion in der Fabrik geleitet hatte, befürchtete wohl, dass nun Vati, unsere Freundschaft zu den Barons war ja nicht zu übersehen, seinen Posten bekommen könnte. Dem wollte er zuvorkommen. Kam er auch! Er sei immer ein Antinazi, meine Eltern hingegen Nazis gewesen, so stellte er es bei der Militärregierung dar. Eine Namensähnlichkeit kam ihm dabei zu Hilfe, die er irgendwie festgestellt hatte.

Als die Amerikaner meine Eltern wegführten, wollte ich den Eltern nachlaufen. Mutti drehte sich noch einmal nach uns um, nachdem die Soldaten ihr Kai aus den Armen gerissen hatten. Der weinte, versuchte ihr nachzulaufen. Ich wollte ihm nach. Da hielten mir diese »Ungeheuer« ihre Maschinengewehre vor die Brust, machten drohende Gesten, schrieen uns an, wir sollten sofort zurück ins Haus!

Ich war schockiert. Was hatte Mutti gesagt, als die Amerikaner einmarschiert waren? »Gott sei Dank, jetzt sind wir frei!«

Frei? Und nun? Von den Amis verhaftet! Die Geschwister weinten. Else war kreideweiß im Gesicht.

»Die Frau Baronin«, sagte sie ihre Tränen tapfer herunterschluckend, als die Uniformierten mit unseren Eltern verschwunden waren. Ja, natürlich, warum hatte ich nicht gleich daran gedacht? Hilfe konnte nur von der Frau Baronin kommen!

»Bleib du bei den Kleinen!«, antwortete ich ihr, »ich gehe hinunter ins Herrenhaus.«

Ich ging nicht, ich rannte hinunter. Gott sei Dank war die Baronin dort. Ich erzählte stotternd und schluchzend, was sich zugetragen hatte.

»Beruhige dich!«, sagte sie, »Wir müssen zuerst etwas unternehmen, damit ihr Kinder versorgt seid.«

Sie ging an den Tisch und schrieb etwas auf. Dann gab sie mir den Zettel in die Hand: »Geh ins Dorf! .Da ist eine Frau Rudolf. Sie wohnt in dem kleinen Haus an der Ecke zur Hauptstraße. Sag ihr, was geschehen ist, und gib ihr meinen Brief!«

Ich ging los, wie sie mir befohlen hatte. Ging? Ich glaube, ich flitzte wieder, so schnell ich konnte. Es war so gut, etwas tun zu können! Frau Rudolf war zu Hause. Als sie meinen Bericht gehört und die Nachricht der Frau Baronin gelesen hatte, nahm sie wortlos ihre Schürze ab. Dann packte sie sie mit anderen Sachen, die sie hastig zusammensuchte, in eine große Tasche.

»Die Kleinen sind alleine?«, fragte sie besorgt. »Komm, wir müssen uns beeilen!«

»Else passt auf!«

Ich versuchte ihr zu versichern, dass die Kleinen bei Else gut aufgehoben seien. Else war immer schon die Praktischste und Tüchtigste von uns drei Schwestern gewesen. Das hatte sie von Mutti geerbt! Ich galt als die verträumte Große! Die Künstlerin! Die in praktischen Dingen absolut Unbegabte! Sorgfältig verschloss Frau Rudolf die Türe ihres Häuschens, als wir es verließen, und ging mit mir zum Parkhaus, wo die Geschwister auf uns warteten. Sie blieb bei uns, auch über Nacht, kochte, putzte, wusch und versorgte uns so gut, wie es die Umstände zuließen. Wie sie sich in einem fremden Haushalt so schnell zurecht fand, war erstaunlich. Sie schien über alle Dinge Bescheid zu wissen, sogar, wo unsere frische Wäsche war. Die Baronin war am selben Tag noch einmal gekommen, um zu sehen, ob die gute Frau, wie gebeten, gleich mit mir gekommen war.

»Wer ist der Soldat mit dem Schnurrbart auf dem Bild in ihrer Küche über dem Schrank?«, wollte ich wissen.

Es war ihr Verlobter. Er war im Ersten Weltkrieg gefallen, bevor sie heiraten konnten und ihr Sohn geboren wurde.

»Und der Sohn?«

»Der ist an der Ostfront gefallen!«

Mir schossen Tränen in die Augen. »Wie schrecklich! Wie schrecklich! Und jetzt kommt sie so lieb und hilft uns!«

»Das tut ihr gut. Das tut sie gerne«, sagte die Baronin und strich mir über die Schultern.

An einem der nächsten Tage setzte sie sich zu mir in den Salon und sprach mit mir wie mit einer Erwachsenen. Sie müsse mit mir besprechen, was wir unternehmen sollten.

»Wir müssen mit deinem Großvater Kontakt aufnehmen. Der muss bestätigen, dass deine Mutter, seine Tochter, also jüdischer Abstammung ist. Habt ihr inzwischen schon seine Adresse?«

»Nein«, antwortete ich, »ich war 13 Tage alt, als er mich das letzte Mal gesehen hat, haben mir die Eltern erzählt. Dann ging er nach Brasilien. Wir wohnten damals noch in Würzburg. Wenn die Eltern je eine Adresse von ihm gehabt haben, nachdem er nach Brasilien gegangen war, dann ist sie beim Ausbomben bestimmt mitverbrannt. Mutti hat aber schon dem Roten Kreuz geschrieben, damit sie ihn suchen. Ich weiß nur seinen Namen und dass er mit Tante Ruth und ihrer Mutter wahrscheinlich noch dort ist.«

»Gut!«. Nachdenklich legte die Baronin ihren Kopf in die Hand. »Jetzt müssen wir seine Adresse so schnell wie möglich haben! Pass auf, du schreibst, Helga! Hol Papier und einen Federhalter!«

Sie diktierte mir einen Brief an das Rote Kreuz und einen an meinen Großvater, dann nahm sie die beiden Briefe mit.

Viel später fiel mir auf: Wieso wusste die Baronin von meinem Großvater? Hatte sie früher schon davon gewusst? War das »Geheimnis des Bunkers im Fels« in den letzten sechs Wochen vor dem Einmarsch der Alliierten ein Versteck besonderer Art gewesen, dessen wahre Bedeutung niemand erfahren durfte? Warum war sein Ausbau im Dorf und in der Fabrik geheimgehalten worden? Nur die Gefangenen, die mit daran gearbeitet hatten, wussten davon.

Keiner von ihnen hatte je etwas davon verraten. Warum? Der Direktor X durfte, so hörte ich die Baronin und die Eltern sagen, nämlich nichts davon wissen. Und das war ihnen von den Barons und von meinen Eltern mehrmals eingeschärft worden. Daran hatten sie sich gehalten. Oder war es nur, weil das keine wirklichen »Parkarbeiten« waren, für die sie von der Fabrikarbeit freigestellt worden waren?

Hatte die Baronin uns im Dorf als »entfernte Verwandte« bezeichnet, wie man mir in der Schule einmal sagte, um uns zu schützen? Ich hatte mich damals gewundert, war zugegebenermaßen

auch sehr geschmeichelt! Verwandt mit der Baronin? Zu schön, um wahr zu sein!

Jetzt hatte jener Herr denunziert?

Warum hatte er meine Eltern nun aus dem Weg geschafft? Eine Namensähnlichkeit mit einer tatsächlichen Nazigröße dazu benutzt? Er betonte selbst überlaut, wie so viele damals, dass er nie ein Nazi gewesen sei.

Als »Nichtnazi« wurde er denn auch bald Landrat in unserer Kreisstadt Kirchheimbolanden, als die Fabrik ihre »kriegswichtige Produktion« einstellen musste. Und meine Eltern waren verhaftet worden!

Mein Geburtstag

Mein elfter Geburtstag war einer der schlimmsten Tage, die ich je erlebt habe. Obwohl Frau Rudolf sich rührend bemühte, brach ein wilder Schmerz, wüste Enttäuschung, atemberaubende Angst und das Gefühl schrecklicher Verlassenheit über mich herein.

Frau Rudolf hatte mir, da es kein Mehl mehr gab, aus Haferflocken und Schrot so etwas wie einen Geburtstagskuchen gebacken. Dazu hatte sie mir aus alten Stoffresten eine neue Schürze genäht. Sie war grün. Aus roten Flickern hatte sie dazu Herzchen ausgeschnitten und darauf gestickt. Sie sah wunderschön aus! So liebevoll hatte sie das gemacht! Und ich saß da und heulte und heulte und konnte nicht aufhören!

Erst als die Baronin kam, ein Buch brachte und mich mit in den Park nahm, beruhigte ich mich etwas. Am Nachmittag rief Frau Rudolf die Geschwister zusammen, und wir aßen den Kuchen. Als sie ihn anschnitt, fing ich wieder an zu weinen. Da wurde sie energisch.

»Du bist doch nun schon fast erwachsen und musst ein Vorbild für deine kleineren Geschwister sein. Ihnen darfst du wenigstens die Freude an dem Kuchen nicht verderben. Oder meinst du, sie hätten nicht auch Sehnsucht nach euren Eltern?«

»Und ich bin sicher«, fügte sie hinzu, »dass das alles nur ein Irrtum ist und sie bald wieder zu euch nach Hause kommen!« Da nahm ich mich endlich zusammen.

Verhörmethoden der Besatzungsmacht

Es vergingen Wochen.

Die Franzosen hatten also die Pfalz als Besatzungszone übernommen. Das bedeutete Hunger. Diese Leute, deren Land von den Deutschen, als sie Frankreich besetzt hatten, ausgeplündert worden war, beschlagnahmten jetzt ihrerseits alles, was es gab, besonders alle Nahrungsmittel. Den Bauern wurde bei der Ernte schon der Inhalt der Fuhrwerke auf den Feldern für die französische Armee konfisziert.

Ich war einige Male von einem Offizier im Büro der Militärregierung vernommen worden, der sich meine Aussagen von einem Elsässer übersetzen ließ.

Ich erinnere mich, wie grob dieser Mensch war, wie er mich einmal sogar ohrfeigte, weil er glaubte, dass meine Beteuerungen, Mutti sei Halbjüdin und könne schon deshalb keine Gaupropagandarednerin gewesen sein, raffinierte Lügen seien. Ich sollte einfach bekennen, dass meine Eltern die seien, als die sie angezeigt worden wären. Einmal wurde ich wütend und begann ihn zu beschimpfen, nannte ihn sogar ein »unverschämtes Arschloch«. Zu meiner Verwunderung bekam ich keine Ohrfeige dafür, sondern wurde einfach nach Hause geschickt.

Muttis Entlassung

Nach acht Wochen, kam eine Antwort von meinem Großvater. Das Rote Kreuz hatte seine Adresse gefunden! Er schrieb, er freue sich unglaublich, dass wir am Leben seien und dass er nun noch Enkel habe, von deren Geburt er während des Dritten Reiches nichts hatte erfahren können. Diesem Brief hatte er eine Bestätigung beigelegt,

dass Mutti seine leibliche Tochter, also Halbjüdin sei, nach amerikanisch-jüdischem Gesetz sogar als Volljüdin gelte.

Mit diesem Schreiben ging ich ins Dorf zum Militärbüro. Der Elsässer war plötzlich sehr freundlich.

»Bist ein tapferes Mädchen«, sagte er zu meinem Erstaunen, »warte, ich hab was für dich!«

Er ging ins Nebenzimmer und kam mit einer Apfelsine zurück. »Soll ich sie dir schälen?«

»Nein!« Heftig riss ich die Kostbarkeit an mich. »Ich muss sie mit meinen Geschwistern teilen!« Wir hatten seit Jahren keine Apfelsinen mehr gesehen.

»Gut, dann hol ich dir noch eine!« So kam ich mit zwei Apfelsinen in der Tasche zurück. Kaum zu glauben, wie die Geschwister sie bestaunten und beschnupperten, bevor Frau Rudolf sie vorsichtig schälte und ich sie verteilen durfte.

Am nächsten Tag kam Mutti nach Hause. Sie war aus dem Gefängnis in Grünstadt entlassen worden, in dem sie acht Wochen festgehalten worden war.

Die Suche nach Vati

Mutti versuchte sofort zu erfahren, wo Vati hingbracht worden war. Erst einige Wochen später erfuhr sie, dass man ihn in einem Lager in Landau gefangen hielt. Sie suchte alle Unterlagen zusammen, die beweisen konnten, dass er nicht der war, als der er denunziert worden war, und schickte sie an die zuständige Behörde.

Diese Papiere verschwanden dort jedoch einige Tage nach ihrer Ankunft auf rätselvolle Weise bei einem Einbruch in das Landratsamt Kirchheimbolanden. Dort war inzwischen Herr X Landrat. Nur ein Bild, auf dem Vati in einer SA-Uniform zu sehen war, war noch vorhanden. Es war jene Uniform, die Dr. Hellmuth ihm verschafft hatte, als er die Studentenverbindung, der Vati angehörte, kurzfristig als von der SA übernommen erklärt hatte. Die hatte er getragen, als er die großväterliche Familie rettete. Dieses Fotos wegen war Vati, als er

nach Opas Schreiben für ein paar Tage freigelassen worden war, wieder verhaftet und zurück nach Landau gebracht worden.

Warum hatte er es nicht weggeworfen? Warum war es nicht mit verbrannt? Zweieinhalb Jahre wurde er insgesamt gefangen gehalten, ohne je einen Rechtsanwalt oder gar ein Gericht gesehen zu haben. Erst dann kam er vor die »Spruchkammer«. »Und warum sind Sie hier?«, wurde er gefragt.

»Warum? Das wollte ich Sie fragen«, antwortete er.

»Gegen Sie liegt nichts vor. Gehen Sie nach Hause! Man hat Sie mit jemandem verwechselt, der so ähnlich heißt!«

Auch eine Form von Gerechtigkeit, nicht wahr? Erinnert sehr an Guantanamo Bay! Der Nationalsozialist, mit dem Vati angeblich verwechselt worden war, hatte damals schon längst eine gute Stellung in den USA.

Die Notzeit

Auf den Lebensmittelmarken, die verteilt worden waren, standen zeitweilig jeder Person pro Tag 50 g Brot zu. Sonst nichts! Überhaupt nichts! Das ist ungefähr eine dünne, halbe Scheibe. Davon sollten die Menschen leben!

Um das Brot zu bekommen, standen sie schon ab 5 Uhr in der Frühe Schlange vor der für sie zuständigen Bäckerei. Man musste so früh da sein, denn, was der Bäcker an Mehl zum Backen vorrätig hatte, reichte längst nicht für alle, die Anspruch darauf hatten.

Manchmal kam es vor, dass jemand, der schon viele Stunden gewartet hatte, vor Hunger und Erschöpfung ohnmächtig wurde. Dann bekam dieser, wenn sich keiner von den anderen erbarmte und seine Ration mit ihm teilte, überhaupt nichts.

Um mehr Brot verteilen zu können, wurden Sand und Holzmehl unter das Getreide gemischt. Egal! Man schlang es gierig hinunter. Diejenigen, die nicht ausgebombt oder Flüchtlinge waren, suchten in ihrem Haus etwas, das sie bei den Bauern, die doch immer noch etwas vor der »Beschlagnahme« hatten retten können, gegen irgendwelche

Lebensmittel, Kartoffeln, Rüben, Schrot oder Getreide eintauschen konnten.

Der Schwarzmarkt blühte. So waren die Bauernhöfe bald mit kostbaren Möbeln, sogar echten Teppichen ausgestattet.

Aber weh dem, der nichts hatte, um zusätzlich irgendwie Lebensmittel eintauschen zu können! Wir hatten wie viele nichts mehr, was wir hätten eintauschen können! War ja alles verbrannt! Zwar hatte Omi uns inzwischen etwas von ihrem Hausrat und ihren Kleidern abgegeben, aber das reichte nur notdürftig für unsere eigenen Bedürfnisse aus. Zum Tauschen blieb nichts übrig. Mutti betonte aus diesem Grund immer wieder, wie dankbar wir sein müssten, im so vollkommen ausgestatteten Parkhaus wohnen zu dürfen.

Die Unterernährung und die allgemeine Not verursachten natürlich auch gesundheitliche Beeinträchtigungen.

Im Dorf gab es einen Arzt, Dr. Weber, der so gut wie möglich zu helfen und zu heilen versuchte. Er war ein alter Herr mit einer Stirnglatze, umrandet von einem Kranz weißer Haare. Ihn konnte man zu jeder Tages- und Nachtzeit rufen. Er kam, war freundlich und liebevoll zu uns Kindern.

Aber Medikamente hatte er ebenso wenig wie andere nötige Hilfsmittel. Er versuchte mit alten Hausmitteln, so vorhanden, zu heilen. Auch das Verbandsmaterial war rar.

Als ich in den Holzpantinen, ohne Strümpfe, jeden Tag den langen Schulweg gehend meine Füße wundgerieben hatte, begannen sie zu eitern, denn nie konnte ich die wunden Stellen mit richtiger Seife oder Shampoo reinigen. Echte Seife gab es nicht. Nur Sandseife, die die Haut noch mehr abscheuerte, war auf Bezugschein zu haben.

Dr. Weber empfahl Kamillenkraut zu sammeln, aufzubrühen und damit die Wunden auszuwaschen. Auf die Idee war Mutti auch schon gekommen. Das tat sehr weh und half nicht. Er selbst hatte nur dünne Mullbinden und ein winziges Wattebäuschchen darauf gelegt, als ich bei ihm in der Sprechstunde war. Aber für beide Füße war das Zeug zu wenig.

»Der Verband müsste jeden Tag gewechselt werden«, sagte er. »Aber ich habe nicht genug Material, ich muss das Zeug, das ich noch habe, für Notfälle bereithalten. Ich weiß nicht, wann ich die nächste Lieferung bekomme, wenn ich überhaupt eine bekomme.«

Dabei sah er mich mitleidig an.

»Sei tapfer, Kind, und versuche, die Füße so sauber wie möglich zu halten, damit du keine Blutvergiftung bekommst!«, waren seine Worte, als er sich von mir verabschiedete. »Bade sie ab und zu in Kamillentee! Ihr habt doch fleißig Kamillen gesammelt und getrocknet?«

Wer denkt, ich hätte nun im Bett gelegen und mich auskurieren können, täuscht sich. Das Leben und mit ihm die Verpflichtungen gingen weiter. Ich hinkte und stolperte mit schmerzenden Füßen durch die Gegend. Der Portier, der in der Loge der Fabrik saß, bemerkte das.

»Komm mal zu mir in die Loge!«, rief er. »Da haben wir einen gewissen Schrank, da schauen wir mal rein.«

Der »gewisse« Schrank entpuppte sich als Sanitätsschränkchen und war gefüllt mit Verbandsmaterial. »Ich war im Krieg als Sanitäter tätig«, erklärte er. »Komm, zeig mal deine Füße her!«

Ich setzte mich auf die Bank, zog die Holzpantinen aus und legte die Beine auf einen Hocker, den er mir fürsorglich hingeschoben hatte. Blut und Eiter waren längst durch die dünne Schicht von Watte und Mull gesickert.

»Oh je, da müssen wir wirklich was tun!«

Vorsichtig zog er das alte Verbandsmaterial von den Wunden weg. Dann reinigte er sie sorgfältig, beschmierte sie mit einer seltsam riechenden Salbe, bevor er sie frisch und ganz dick verband. Wie viel besser fühlten sich meine Füße jetzt an! Ein fester Verband, darunter dicke Watte, umgab sie auch da, wo das Aufgescheuerte noch nicht butterte. Die Schuhe rieben und drückten kaum noch.

»Du kommst jetzt regelmäßig zum Verbandwechsel!«, befahl der hilfreiche Portier, als ich mich bedankte.

Tatsächlich wurden meine Füße von da an regelmäßig und sorgfältigst von ihm betreut.

»Ich hätte es nicht besser machen können«, sagte Dr. Weber.

Nach drei Wochen schon waren meine Füße vollständig geheilt. Dazu kam, dass ich nicht mehr die Holzschuhe anziehen musste, weil mir Omi ein Paar von ihren eigenen Schuhen geschickt hatte. Die waren zwar noch viel zu groß, aber Mutti steckte vorne Lappen hinein, so dass sie nicht mehr schlappten, wenn ich ging. Sie waren um so viel leichter als die Pantinen und sahen noch um einiges besser aus als die

Schuhe einiger Klassenkameraden. Die trugen nämlich Damenschuhe mit erhöhten Absätzen!

Um unsere Schuhe zu schonen, liefen wir barfuß, wann immer es die Bodentemperatur erlaubte. Das machte uns, wie Kindern allgemein, sogar Vergnügen, aber halt nur an wirklichen Sommertagen! Elses Schuhe waren zwar aus Leder, die Sohle aber des rechten Schuhs war löchrig und die linke Sohle an vielen Stellen fast durchgelaufen.

Deshalb hatte Mutti Elses Schuhe auf festen Pappkarton gestellt, mit einem Bleistift die Umrisse der Sohlen nachgefahren und die Pappsohlen dann etwas verkleinert ausgeschnitten. Sie wurden in die Schuhe gelegt und sollten vor der Bodenkälte schützen. Warme oder gar wasserdichte Schuhe hatte kaum noch jemand.

Was Dr. Weber auch zu bekämpfen suchte, waren die Spulwürmer, die uns alle belästigten. Sie hatten sich in unserem Verdauungsapparat eingenistet und quälten uns sehr. Trotz der Unterernährung waren unsere Bäuche aufgebläht wie Ballons. Darüber standen die Rippen heraus wie Fischgräten. Arme und Beine waren wie dünne Stöcke. Unter den Augen hatten wir dicke Ringe.

»Es gibt ein Medikament dagegen«, sagte Dr. Weber zu Mutti, »aber ich kann es nirgends auftreiben. Dabei sind es nicht nur Ihre Kinder, die darunter leiden.«

Erst nach Jahren bekam Dr. Weber das Medikament, das uns innerhalb weniger Tage und für immer von den lästigen Parasiten befreite.

Dann kam die Zeit, in der ich unter Kopfschmerzen litt, die jeden Tag schlimmer wurden. Schule und Schularbeiten wurden zur Qual. Monate dauerte das an. Da überwies mich Dr. Weber an einen Hals-Nasen-Ohren-Arzt nach Grünstadt. Mutti fuhr mit mir hin, als ich dort endlich einen Termin bekommen hatte. Der Arzt diagnostizierte eine Kieferhöhlenvereiterung.

»Sei tapfer!«, bekam ich wieder einmal gesagt, »ich habe nicht genug Betäubungsmittel. Aber ich muss die Kieferhöhle öffnen, damit der Eiter abfließen kann.«

Nach der Minimalbetäubung durchstieß er durch die Nase hinauf erst den einen, dann den anderen Knochen der Scheidewand zu den Kieferhöhlen. Dann führte er einen dünnen Schlauch ein und spülte

sie aus. In das warme, abgekochte Wasser, das er dazu benutzte, hatte die Assistentin Kamillentee getan, den sie in einer großen, braunen Flasche bereit hielt. Dicke Eiterpfropfen kamen heraus und fielen in die Schüssel, die sie vor mich hielt.

»Um Gottes Willen«, klagte Mutti, »war das alles da drin? Armes Kind! Kein Wunder, dass das weh getan hat. Ja, das musste raus.«

Danach sollte ich mich in einem Nebenzimmer hinlegen und mir ein Tuch vor die Nase halten, bis die Nachblutungen aufhörten. Ich schlief dabei ein. Als Mutti mich weckte, war es höchste Zeit, zum Bahnhof zu gehen, um den Zug nach Hause nicht zu verpassen. Die Prozedur wurde sechs Wochen lang mehrmals wiederholt, dann war ich die Kopfschmerzen endlich los.

Die Öffnungen, die mir damals in die Kieferhöhlen gestoßen worden waren, heilten nie mehr ganz zu und haben dafür gesorgt, dass ich nie wieder mit ähnlichen Beschwerden zu kämpfen hatte.

Eine Krankheit nahm ich, obgleich sie sicher die gefährlichste gewesen wäre, hätte sie sich weiter ausgebreitet, gar nicht wahr. Sie stellte man erst fest, nachdem ich Jahre später mit meinen Kameradinnen der Bonner Schule im Landschulheim gewesen war. Mit Sicherheit war sie dort durch die frische Luft und das reichhaltige Essen endgültig auskuriert worden. Als man bei einer Routineuntersuchung meine Lungen röntgte, fand man die Narben einer verheilten Tuberkulose. Was für ein Glück, dass unsere Notzeit vorüber war, als wir aus der Französischen Besatzungszone wegzogen.

Kai war als Baby hellblond gewesen. Als er viele Jahre später einmal eine Fotografie von sich als Baby sah, rief er: »Huch, da seh ich ja aus wie Dr. Weber!«

Erstaunlich! Er war in Eisenberg noch ein kleiner Kerl gewesen. Und er erinnerte sich noch an unseren freundlichen Hausarzt.

Rettungsanker

Als die Not am allergrößten war, geschah ein Wunder!

Von Opa kam ein Päckchen an, in dem sich grüne Kaffeebohnen befanden. Die röstete Mutti in einer Bratpfanne und mahlte sie danach in der Kaffeemühle. Aus einer alten Zeitung machten wir kleine Tütchen. In jedes dieser Tütchen schüttete sie ein Viertelfund echten Bohnenkaffee. Jetzt hatten wir etwas, das man gegen Lebensmittel eintauschen konnte. Wir erhielten Schrot, Kartoffeln und Rüben dafür. Wir schrieben und malten begeisterte Briefe an unseren Großvater. Es kamen in Abständen, eben so, wie es Opa möglich war, wieder und wieder solche lebensrettenden Sendungen. Wir waren so dankbar! Und er war glücklich, dass er eine so gute Idee gehabt hatte. Endlich hatten wir mehr zu essen.

Die allgemeine Lage wurde jedoch nicht besser! Als in der Englischen und Amerikanischen Zone längst dank der Hilfe der Amerikaner eine Besserung der Situation eingetreten war, blieb die Versorgung mit Lebensmitteln in der Französischen Zone katastrophal.

Unglaublich, was alles unternommen werden musste, um unter diesen Bedingungen zu überleben!

Die Blumenbeete im Park waren längst verschwunden. Die Baronin hatte sie mit Kartoffeln, Rüben und Gemüse bepflanzen lassen. Blumenbeete waren ein Luxus, den auch sie sich nicht mehr leisten konnte! Ihre Versorgung war damit gesichert.

Wir versuchten, uns mit dem zu begnügen, was uns die Natur schenkte. Bucheckern sammelten wir, als sie reif waren. Daraus wurde Öl gepresst, das einzige Fett überhaupt, das wir in dieser Zeit bekamen. Das Auflesen der kleinen Früchte war mühsam. Alle mussten dabei helfen, sogar mein kleiner Bruder. Und für das Pressen des Öls musste man von den Früchten an denjenigen, der eine Presse hatte, die Hälfte abgeben. Geld war wertlos geworden. Niemand konnte damit irgendwas bezahlen. Öl war auch für den Besitzer der Mühle eine Kostbarkeit!

Die Blätter der wilden Brombeeren und nutzbarer Kräuter wurden getrocknet und zu Tee aufgebriht. Dafür sammelten wir besonders eifrig wilde Kamille an den Wegrändern.

Im Frühjahr waren junge Brennnesseln Ersatz für Spinatgemüse.

Eicheln, getrocknet und geröstet, gaben Malzkaffee. Der schmeckte bitter, denn es gab natürlich auch keinen Zucker oder Süßstoff dazu. Erst als später einmal, dank Helenes Arbeit, Zuckerrüben ins Haus kamen, wurde in einem großen Waschkessel Sirup daraus gekocht, den man zum Süßen nehmen konnte.

Als die Felder abgeerntet waren, gingen wir hinaus und sammelten die bei der Ernte herunter gefallenen Ähren auf. Die Körner wurden getrocknet und per Hand in einer altmodischen Kaffeemühle zu Schrot gemahlen. Daraus wurde eine Art Mehlsuppe oder Brei gemacht. Auch etwas, das wie Brot aussah, wurde daraus gebacken. Wir verschlangen es gierig, obwohl es fast nach nichts schmeckte, denn zeitweise waren auch Salz oder sonst irgendeine Würze Mangelware, außer einigen Kräutern, die an Wegrändern und auf Wiesen wuchsen.

Holz sammelten wir im Wald. Aber, wenn der Winter kam, hatten wir auch davon nie genug, denn es musste Kohle und Koks ersetzen, die es, wenn überhaupt, nur in kleinen Mengen und auf Bezugschein gab.

Kein Wunder, dass in ihrer Verzweiflung viele Leute versuchten, Kohlen auf den Bahnhöfen von den Lokomotiven zu stehlen und der Schwarzhandel blühte.

In den Ortschaften waren Tauschzentralen eingerichtet, in denen man z.B. ein Bügeleisen deponieren konnte, in der Hoffnung, dass ein Interessent es gegen die gewünschten Winterfäustlinge erwerben, »tauschen«, würde.

Wohl dem, der »gute Beziehungen« hatte! Wir hatten damals leider kaum welche.

Unsere Helene

Mutti war total abgekämpft. Sie brauchte Hilfe. Die Frau Baronin hatte die Idee: Zwei Jugoslawinnen, die in der Fabrik gearbeitet hatten, waren nun, da die Fabrik stillgelegt worden war, ohne Arbeit. Zurück nach Jugoslawien wollten sie nicht.

Die eine von ihnen, die Jelka, war sowieso mit einem Deutschen verlobt, der sie eines Tages abholte, als er endlich geschieden war, und bald darauf heiratete.

Und die Jelena? Platz hatten wir im Parkhaus genug. Könnte sie nicht zu uns ziehen? Dann hätte Mutti mit dem großen Haus und ihren vier Kindern eine Entlastung und Helene, wie wir ihren Namen auf ihren Wunsch hin eindeutschen, eine Unterkunft. Helene war hinfert eine große Hilfe beim Kampf ums Überleben. Sie wurde ein Mitglied unserer Notgemeinschaft. Im Sommer arbeitete sie einmal ein paar Wochen bei einem Bauern und brachte uns ihren Lohn, einen Sack Steckerüben und jene Zuckerrüben nach Hause, die uns für eine Weile das Leben »versüßten«. Es blieb alles knapp.

Wir konnten, da Vatis Gehalt ausfiel, auch keine »Schwarzmarktpreise« mit dem sowieso fast wertlosen Geld für Lebensmittel bezahlen.

Manchmal, wenn wir gar nichts mehr hatten, ging Helene nachts auf einen Acker und klaubte Kartoffeln!

Auch bei der Versorgung mit Brennmaterial half sie kräftig mit. Mutti hätte es nie alleine geschafft, im Wald eine Kiefer zu fällen und das Holz auf unserem kleinen Handwägelchen nach Hause zu schaffen! Sie hatte keine Kraft mehr dazu! Sie sah aus wie ein Gespenst! Und das Brennmaterial war wichtig, denn der schlimmste, kälteste aller Winter stand vor der Türe.

Bei arktischen Temperaturen drängten wir uns bald um die »Kochhexe« im einzigen geheizten Zimmer. Und trotz der Kochhexe waren morgens, wenn wir aufwachten, die Wände an einer Seite des Zimmers mit einer etwa vier Zentimeter dicken Eiskruste überzogen.

Wir Kinder hatten im Herbst außer kleinem Holz fleißig Tannenzapfen gesammelt. Die waren leider viel zu schnell verbraucht. So mussten wir trotz der Kälte immer wieder los, um neue zu suchen.

Viel war nicht da, denn auch alle anderen Leute waren unterwegs, um sich irgendwie mit Brennmaterial zu versorgen.

In die Kälte hinaus mussten wir auch aus einem anderen Grund: Die Wasserleitungen waren zugefroren und wir mussten das Wasser in Kannen und Eimern von einer Quelle im Park holen und ins Haus schleppen. Es war gutes Wasser. Man konnte es bedenkenlos trinken. Aber der Weg zur Quelle war gefroren und rutschig, und von der mangelnden Schuhqualität habe ich ja schon erzählt.

Wir waren alle mehr oder weniger stark erkältet. Ute hatte einen ganz trockenen Husten, der ihr in den Bronchien Schmerzen bereitete. Heiße Umschläge auf der Brust sollten ihr helfen. Meine Nase lief ständig, und die Rinnsale zum Mund hin froren und entzündeten sich und waren als rote Striche weithin sichtbar. Taschentücher waren aus Stoff und hatten bald kein trockenes Zipfelchen mehr. Die noch am ehesten trockene Stelle wurde dann zum Schnäuzen benutzt.

Während der Hauptkälte-Periode drängten wir uns auch nachts zusammen in dem notdürftig geheizten Zimmer. Wir trugen Mützen, und Schals, und Mutti nahm Kai und manchmal auch die Ute zu sich in ihr Bett. Helene schlief im anderen Bett, und Else und ich teilten uns das Bett, das an der Wand stand, jener, an der morgens die Eisschicht hing, bis das Öfchen wieder angeheizt worden war und einen Hauch von Wärme verbreitete.

Ein Topf voll Wasser

Im Sommer hatten wir nicht unter Kälte zu leiden, aber der Hunger bedrohte uns immer. Darum drängten wir uns auch da um die Kochhexe. Jetzt in der Hoffnung auf irgendetwas Essbares, das im Topf brodelte.

An einen Abend im August erinnere ich mich besonders gut. Helene hatte einen Topf voll Wasser aufgesetzt. Wir saßen erwartungsvoll darum herum und schauten zu, wie es sprudelte und blubberte. Wir waren hungrig. Aber im ganzen Haus gab es nicht ein Stäubchen mehr zu essen. Nichts! Einfach nichts, was man hätte in das

kochende Wasser werfen können, um daraus eine Mahlzeit zu zaubern.

Wie wir so herumsaßen und alle auf den Topf starrten, obwohl jeder von uns wusste, dass da nichts mehr hineinkam, hineinkommen konnte, begannen wir plötzlich zu lachen. Unser Schweigen und das auf den Topf Glotzen war zu komisch! Wir bogen uns vor Lachen, kicherten und quietschten. Als wir uns endlich beruhigt hatten, gingen wir ohne Essen ins Bett. Wir sollten oder besser wollten unseren Hunger einfach übergehen, verschlafen! Morgen war ein neuer Tag! Vielleicht würde er etwas zu essen bringen?

Mutti und Helene konnten nicht schlafen. Sie hörten, wie wir uns unruhig in den Betten wälzten, laut im Traum sprachen und stöhnten. Da stand Helene plötzlich auf: »Das geht nicht! So ohne irgendwas können die Kinder nicht schlafen! Ich geh jetzt und such' was! Irgendetwas muss sich doch finden lassen!«

Sie ging, wie sie war, in ihrem Nachthemd, nur mit einer Schürze darüber, hinaus. Nach einer Weile kam sie zurück und hatte kleine, grüne, unreife Äpfelchen in ihrer Schürze. Äpfelchen, so winzig und grün, wie es sie nur im August gibt! Sie hatte sie von einem der Bäume gepflückt, die auf den Beeten der Baronin standen. Die schmiss sie in das immer noch kochende Wasser. Als eine Art Apfelbrei daraus geworden war, weckten uns die Frauen und jeder von uns bekam ein Schüsselchen von dem Zeug. Es schmeckte nach nichts. Die Äpfelchen waren noch so klein, dass sie nicht einmal zu sauer schmeckten. Unsere Mägen hatten endlich was zu tun, und wir schliefen, wie uns Mutti am nächsten Morgen berichtete, ruhiger, nachdem wir das matschige Zeug gegessen hatten.

Nutztiere

Danach musste mehr unternommen werden, um uns endlich vor dem schlimmsten Mangel zu bewahren: In einem Schuppen im Park oberhalb des Hauses war Platz für Ställe. Tiere wurden gegen die nächste Kaffeesendung von Opa getauscht! Ein Hühnerstall gebaut! Wir wurden »Selbstversorger«.

Wie unsere Nacht ist schwer u. tief,
Wir haben ^{offiziell} keine Ruhe,
Ach Gott, ster uns zum Leben rief,
Wenn niemand hilft, hilf' ster.



1947, Eisenberg / Pfalz

Das notwendige Futter zu bekommen, war allerdings nicht immer leicht. Man musste es wieder gegen irgendetwas eintauschen. Aber hatte man Hühner, dann hatte man Eier und Fleisch und Federn. Und das war begehrt wie sonst nichts! Dafür bekam man, was man brauchte. Und es halfen immer wieder Opas Pakete mit grünen Kaffeebohnen, die fast jeden Monat eintrafen. Für Kaffee konnte man einiges eintauschen!

Eines unserer Hühner war fast ein Haustier geworden. Es spazierte, wenn wir im Sommer im Freien saßen, zutraulich um uns herum. Dabei benahm es sich erstaunlich reinlich, nicht wie man es gemeinhin von Hühnern erwartet. Wir hatten es »Grete« getauft. Es kam geflattert, wenn wir es bei seinem Namen riefen.

Die anderen Hühner blieben im Gehege, regten sich auf und gackerten, wenn man sie störte, als wäre schon wieder ein Marder oder ein Fuchs in der Nähe. Dieses Raubzeug schlich sich immer herum. Auch Habichte kreisten am Himmel und warteten darauf, eines der Tiere zu erwischen. Das gelang ihnen ab und zu.

Grete war, im Gegensatz zu den andern Hühnern mit ihrem aufgeregten Gegacker, stets ruhig, anhänglich, und schien auch die absurdesten Faxen, die wir Kinder machten, nicht zu fürchten. Sie hatte ein erstaunlich langes Hühnerleben bei uns. Denn keiner hätte es übers Herz gebracht, sie zu schlachten und zu essen; auch als sie längst keine Eier mehr legen konnte. Alt geworden, wurde sie langsam und schwächlich. Daher konnte sie nicht mehr schnell in den Stall fliegen, wenn sie aufgestört wurde, sondern duckte sich auf den Boden und blieb einfach hocken. So konnte sie der Habicht erwischen. Wir hatten ihn gesehen, versuchten ihn noch zu vertreiben, waren aber für den schnellen Jäger zu langsam, Grete blieb mit zerfetztem Rücken sterbend zurück. Wir waren traurig. Wir begruben sie so, wie wir unseren Hund begraben hätten.

Auch kam für einige Zeit ein Schwein zu uns. Wir nannten es Sabine. Sie schien fett zu sein, als wir sie erhielten, die Schweinefrau! Oh Enttäuschung! Es war kein Fett! Sie war trächtig! Ein trächtiges Schwein konnte man nicht schlachten und essen!

Die kleinen Wützchen, die bald darauf geboren wurden, waren sehr süß, mussten aber abgegeben werden. Wir hätten nie genug Futter für alle Tiere gehabt.

Wir brauchten viel Geduld, bis Sabine schlachtreif war. Es dauerte fast ein Jahr.

Endlich kam der Metzger. Für seine Arbeit wurde er mit einer Schweinehälfte bezahlt. Die andere bewahrte uns längere Zeit vor der schlimmsten Not. »Die Notzeit« nennen wir in unserer Familie heute noch diese Jahre, die wir durchlitten und überlebt haben.

Wenn ich von den Tieren berichte, die wir hielten, um unser Überleben zu sichern, dann darf ich unsere zwei Milchschafe Michel und Stoffel nicht vergessen.

Gras gab es im Park genug für sie. Sie waren leichter zu füttern als die anderen Tiere. Sie gaben nicht sehr viel Milch, aber die sie gaben, war fett und süß und wurde ein wichtiger Bestandteil unserer Ernährung. Sie schmeckte, wenn ich mich recht erinnere, etwas nach Nüssen. Sie war besonders wichtig für meine kleineren Geschwister. Wenn die Schafe geschoren wurden, gab es Wolle, die man verarbeitete. Aus ihr wurde die dringend gebrauchte warme Winterkleidung für uns angefertigt. Wir verpassten nie, dabei zuzusehen.

Warum wir den eindeutig weiblichen Tieren diese Namen gegeben haben, weiß ich nicht. Wir sagten immer »der Michel« und »der Stoffel«.

Michel war ganz weiß.

Stoffel hatte ein paar schwarze Punkte auf der Nase und auf dem unteren Teil seiner Vorderbeine. Ich musste die Schafe manchmal hüten, wenn sie auf der Wiese hinter dem Haus weideten.

Das tat ich gerne. Ich setzte mich ins Gras und beobachtete sie. Ich war erstaunt, wie verschieden sich die beiden Geschöpfe benahmen. Michel war ruhig und gelassen und tat alles, was man wollte. Nicht so der Stoffel! Er war ein richtiger Stoffel! Der Name passte! Wenn ihm etwas nicht gefiel, senkte er den Kopf wie ein spanischer Kampfstier, blinzelte mit den Augen und starrte uns böse an. Dann stampfte er mit einem seiner Vorderfüße mehrmals wütend auf den Boden. Ich musste jedes Mal lachen, wenn ich ihn so sah: »Trotzt du wieder, Stoffel?«

Wenn ich mich nicht mit den Tieren beschäftigte, nutzte ich die Zeit, die mir meine Pflicht als Hirtin verschaffte, und las. Eines Tages war ich sehr erstaunt, als ich die Tiere hütete und dabei Karl May lesend auf der Wiese saß. Stoffel schien sich auf einmal genauso an mich zu schmiegen, wie es Michel manchmal tat. Der kam dann und

stupste seinen Kopf an meine Schulter oder meinen Rücken. Ich redete dann ein wenig mit ihm, streichelte sein wuscheliges Fell ohne aufzuschauen und las weiter, bis er wieder auf die Wiese ging, um das saftige Gras zu knabbern.

Diesmal war der Stoffel hinter mir. Ich sah sein Hinterteil, fühlte seine Schnauze, als er mich damit anstieß. Ich dachte mir nichts dabei, las weiter in meinem Buch. Es war gerade sehr spannend! Wie ich Winnetou bewunderte! Was war er für ein Held! Wie tapfer und edel! Erst als Stoffel recht eigenartig knurbste, drehte ich mich um.

Merkwürdig! War das doch kein Schmusen? Ich fühlte, wie er an meinem Zopf zog.

Was war das? Stoffel hatte mir ungefähr zehn Zentimeter von meinem linken Zopf abgebissen, kaute und schluckte noch. Erschrocken brachte ich die Tiere zurück in den Stall und lief ins Haus, um zu berichten, was passiert war. Wir lachten, waren aufgeregt, wunderten uns.

Mutti wurde aber doch besorgt.

Können Schafe Haare fressen und verdauen?

Darum ging sie am Abend mit einem Tütchen Kaffee zum Schäfer, um ihn zu fragen, wie sich die ungewohnte Nahrung auf unser Milchschaaf auswirken würde. »Ich fürchte, das Schaf ist nicht mehr zu retten«, sagte der. »Es wird eine Darmverschlingung oder etwas Ähnliches bekommen. Ich werde wahrscheinlich in den nächsten Tagen kommen und es notschlachten müssen. So was habe ich überhaupt noch nie gehört! Ein Schaf, das Haare frisst! Aber wartet ab! Mal sehen, wie sich die Sache bis morgen früh entwickelt!«

Wir warteten. Nichts geschah. Am nächsten Tag fraßen beide Schafe wie immer ihr Heu im Stall und das Gras auf der Weide. Außer meinem stolzen, nun nicht mehr so langem Zopf war nichts beschädigt. Mutti musste, damit ich wieder gleich lange Zöpfe hatte, den anderen auch kürzer schneiden. Das war das ganze Unglück. Nicht schlimm! Meine Haare wuchsen schon immer sehr kräftig und schnell!

Das Gymnasium in Grünstadt

Wie war ich zu einem Fahrrad gekommen? Ich weiß es nicht mehr! Vielleicht war es schon früher da gewesen. Das Ding wurde wichtig, als die Schule wieder anfang. Noch vor Kriegsende hatte ich in Kaiserslautern die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium bestanden. Es kam nicht mehr dazu, dass ich die Schule dort besuchen konnte, denn in den letzten Kriegstagen war die Bahnlinie nach Kaiserslautern doch noch zerstört worden.

Die Alternative war das Gymnasium in Grünstadt. Die Stadt war etwas mehr als 15 km von Eisenberg entfernt. Eine Bahn gab es zunächst auch dahin nicht, aber ich konnte die Schule mit dem Fahrrad erreichen.

So fuhr ich sehr früh morgens zusammen mit anderen Kameradinnen los. Wir trafen uns vor der Abfahrt regelmäßig im Dorf und kamen am Nachmittag zurück. Wenn das Rad einen platten Reifen bekam, was des öfteren passierte, da alles daran abgenutzt und alt war und Ersatzteile nicht leicht beschafft werden konnten, kam derjenige, den es »erwischt hatte«, erst am späten Nachmittag zu Hause an. Er musste den ganzen Weg zu Fuß machen, das Fahrrad schiebend. Das waren für mich einige Male 15 km bis zum Dorf und dann noch einmal die 3 km vom Dorf bis zum Parkhaus. Das dauerte Stunden! Todmüde kam ich dann zu Hause an, und musste dennoch Hausaufgaben machen!

Irgendwie war das Rad meistens am nächsten Tag wieder heil.

Mutti hatte das organisiert. Wie? Was hatte sie wieder gegen die Ersatzteile eintauschen müssen? Wer hatte sie zusammengebastelt? Genau wusste ich das nicht, wusste nur, dass ein freundlicher Mann im Nachbarort hilfreich dabei war.

Wenn ich ohne Panne nach Hause kam, gingen wir je nach Jahreszeit zunächst auf die Felder, um Ähren zu lesen, Kartoffeln zu stoppeln oder etwas anderes Essbares zu sammeln. Das war ein wichtiger Teil des Tages!

Erst danach ging es an die Schulaufgaben. War die Jahreszeit weiter fortgeschritten, sammelten wir Bucheckern, Eicheln oder Pilze. Irgendetwas wurde immer unternommen, um die Verpflegung

aufzubessern. Der Versuch, nur aus Gras und Kräutern eine Suppe zu kochen, der in der Verzweiflung auch einmal gemacht worden war, als nichts anderes mehr aufgetrieben werden konnte, war nicht sehr erfolgreich. Niemand wurde satt, obwohl wir unglaubliche Mengen der Brühe in die leeren Mägen schaufelten.

Dazu kam ein Sommer, der so heiß war, dass sogar das Gras und alle Wildkräuter vertrockneten. Pilze waren in der Dürre natürlich auch nicht zu finden! Nichts! Einfach nichts war da, was man irgendwie verwenden konnte! Wenn da die Päckchen von Opa nicht ab und zu gekommen wären!

Es war eine Erleichterung, als die Bahn wieder fuhr. Zur Station am Dorfanfang musste ich 3 km zu Fuß zu gehen, war etwa eine halbe Stunde unterwegs. Auf dem Bahnsteig traf ich dann meine Schulkameraden. Wenn endlich die rauchspeiende, rußgeschwärzte Dampflokomotive einfuhr, kletterten wir so schnell wir konnten in einen Waggon. In den ersten Monaten war es noch ziemlich dunkel darin, denn die Fenster waren statt mit Scheiben nur mit Presspappe verschlossen. Manchmal war ein kleines viereckiges Glasscheibchen in der Mitte, das ein wenig Licht hereinließ, dann konnten wir unsere Hausaufgaben noch einmal vergleichen oder einander Vokabeln abhören.

Erst viel später, nachdem die Bahnlinie schon eine ganze Weile eröffnet war, gab es wieder große Glasscheiben, mit denen die Fenster repariert werden konnten.

Normalerweise waren die Züge überfüllt. Die Leute kamen aus den Städten, um hier auf dem Land Lebensmittel zu hamstern. Die letzten Habseligkeiten wurden dabei gegen Essbares eingetauscht. Habseligkeiten? Wohl dem, der noch über einige verfügte! Man nannte diese Ausflüge die »Hamsterfahrten«.

Wir waren nach vier Haltestationen am Ziel. Eine richtige »Clique« hatten wir gebildet. Wir halfen einander, wo es ging, teilten sogar das Essen miteinander, wenn uns die Eltern etwas hatten mitgeben können. Das war ein großer Vorteil für mich und meine Geschwister, denn eine meiner Kameradinnen kam von einem Bauernhof, eine andere aus einer Gastwirtschaft. Das hieß, dass deren Eltern besseren Zugang zu Lebensmitteln hatten als wir.

Ich hatte, wenn überhaupt, manchmal nur ein Rübenschntzel als Schulbrot mit, das ich mit ihnen teilen konnte. Aber sie beschwerten sich nie. Sie waren gute Freundinnen. Sie wussten, wie hungrig ich war. Dafür, dass sie mir so freigebig von ihren Frühstücksbroten abgaben, hatte ich die Pflicht übernommen, ihnen zu helfen, wenn wir einen Aufsatz als Hausaufgaben aufbekommen hatten. Die Anfänge und die Schlüsse zu machen war meine Spezialität. Das fiel ihnen offensichtlich am schwersten. Auch die Gliederungen machte ich für sie. Für die Klassenarbeiten hatten wir ein geheimes Verständigungssystem erfunden. So konnte ich meinen Kameradinnen zu besseren Noten verhelfen. In Mathematik war das noch leichter als in Deutsch. Geometrie fiel mir zu. Darum bereitete ich schon zu Hause kleine Zettelchen vor, die sie vor der Stunde in ihren Strümpfen oder ihrer Unterwäsche versteckten.

Lilo, die Tochter der Gasthofbesitzer, klaute einmal sogar zu Hause Brot, um mir als »Vergütung« mehr mitbringen zu können. Vielleicht wussten ihre Eltern das auch und duldeten es stillschweigend. Ihre Mutter war, wenn ich sie besuchte, um mit Lilo die Hausaufgaben zu machen, immer besonders spendabel. Meist bekam ich noch ein Stück Brot, ein Tütchen Schrot oder sogar Obst aus ihrem Garten, um es mit nach Hause zu nehmen.

Ganz offensichtlich wollte sie meine Freundschaft zu ihrer Tochter fördern. Zu ihnen durfte ich zu jeder Zeit kommen!

Das »Teilen« mit Freundinnen, besonders auch mit den Geschwistern, war in diesen Zeiten oberstes Gebot! Alles, was man ergatterte, musste »geteilt« werden. Einmal bekam ich ein Bonbon geschenkt. Ich nahm es mit nach Hause. Das wurde in vier Teile geschnitten und mit den Geschwistern »geteilt«.

Ebenso verhielten sie sich, wenn sie eine Rarität ergattert hatten. Dadurch kamen wir öfter zu einem winzigen Leckerbissen. Der Anteil eines jeden von uns daran war klein, eigentlich winzig, aber die Freude darüber riesengroß.

Lebensfreude

So traurig, deprimiert und verzweifelt Mutti oft war, immer achtete sie darauf, dass wir Kinder so oft wie möglich eine bessere Seite des Lebens wahrnehmen konnten. »Schau mal da, der kleine Käfer! Ist er nicht süß?« Oder die Blumen auf der Wiese, oder Schmetterlinge, das Abendrot oder der Mond! Immer gab es etwas zu sehen, das schön, vielleicht sogar lustig war, das uns Augen und Herzen erfüllte.

Wenn ich heute darüber nachdenke, dann war vielleicht das eine der größten Leistungen, die unsere Mutter damit für unsere Erziehung, unser Weltverständnis erbrachte. Dunkel ? Dunkel konnte alles sein! Aber positive Erfahrungen zu vermitteln, wie sie jedes normale Kind braucht, dazu bedurfte es damals einer besonderen Willenskraft, einer besonderen Liebesfähigkeit! Und geliebt, geschmust, einander berührt wurde bei uns viel. Die Zärtlichkeiten, die wir austauschten, waren bestimmt ein besonders kostbares Geschenk, das wir Kinder selbst in den allerschlimmsten Zeiten bekommen hatten. Das hat uns, betrachte ich heute die große Familie, die wir geworden sind, lebensfähig und stark gemacht.

Selten brachen bei Mutti Schmerz, Enttäuschung, oder Verzweiflung durch!

Nur einmal, nach Vatis Verhaftung! Sie kam mit mir aus dem Dorf. Wir passierten gerade die Fenster der Büros, in denen Herr X mit den Angestellten arbeitete. Es war ein strahlender Vorsommertag. Man hörte die Vögel aus dem Wald. Wir hatten Brot bekommen, und die Taschen, die wir trugen, waren ausnahmsweise einmal angenehm schwer. Über die Straße flatterte ein wunderschöner Schmetterling. Ich machte einen kleinen Hüpf, lachte und versuchte, ihn zu erhaschen.

Da kam Muttis zitternde Stimme: »Was machst du denn da für ein Getänzel auf der Straße! Wenn das der X sieht! Der denkt ja, uns geht es zu gut! Der soll doch sehen, was er uns angetan hat! Der muss es doch wissen, der Verbrecher! Also hör auf herumzuhüpfen!«

Ich war sehr erschrocken, als ich sah, wie Mutti bei diesen Worten Tränen über die Wangen liefen. Sie, diese tapfere Frau, weinte!

Das hatte ich nur selten gesehen! Und ich schämte mich meiner gedankenlosen Fröhlichkeit.

Etwas später hörte ich einmal, wie Mutti zu Helene sagte: »Sie haben ein neues Gebet erfunden. Wollen Sie es hören? Ja?« Und als Helene genickt hatte, sagte sie:

»Herr schenke uns das Fünfte Reich!
Das Vierte kommt dem Dritten gleich«

Da lachte Helene: »Gut, ja, gut! So ist es! So empfinden es die Leute jetzt!« Und dann zu uns Kindern gewandt: »Nichts da, nichts da! Das ist nichts für euch! Nur ein Witz unter Erwachsenen, den ihr nicht versteht!«

Tatsächlich sollte dem Herrn X noch einmal klar werden, was er uns angetan hatte. Aber das war Jahre später. Er war an Krebs erkrankt und litt kurz vor seinem Tod fürchterliche Schmerzen. Da soll er wiederholt geschrien haben: »Herrgott! Herrgott! Strafst du mich so? Könnte ich doch noch einmal gut machen, was ich an den Leuten im Parkhaus gesündigt habe!..... Hört mich doch! Hört mich doch! Könnt ihr mir noch einmal vergeben? Könnt ihr mir verzeihen?«

Er soll kurz darauf gestorben sein. Seine Bitte um Vergebung konnte er nicht, wie er es gerne getan hätte, persönlich meinen Eltern vorbringen. Wir wohnten damals schon weit weg von der Pfalz und wussten auch nichts von seiner Krankheit, sondern erfuhren das erst viel später, als wir einmal die Freunde in Eisenberg besuchten.

Im Gymnasium

An den Unterricht in der Schule erinnere ich mich gerne. Das war ein normaler Teil der Welt, die sich uns wieder aufgetan hatte.

Wegen des Lehrermangels, und weil frühere Parteigenossen entlassen worden waren, hatten wir Lehrer, die meist schon Pensionäre waren. Das waren freundliche, alterfahrene Pädagogen, und wir mochten sie.



1947, Eisenberg in der Pfalz
Postkarten
Heide Asendorf



Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein
prangen,
Am Himmel hell und
klar!

1947. Eisenberg in der Pfalz
Postkarte
Heide Asendorf

Diese Verordnung war natürlich Blödsinn. Im Dritten Reich mussten ja alle Lehrer in die Partei eintreten, ob sie wollten oder nicht. Sonst hätten sie keine Unterrichtserlaubnis gehabt! Das wurde jetzt jedoch nicht mehr zur Kenntnis genommen. Das verschärfte den Lehrermangel beträchtlich. Viele junge Lehrer waren sowieso im Krieg gefallen oder noch in Gefangenschaft.

Die Schülerzahlen in den einzelnen Klassen waren im ersten Jahr riesig. Erst im Laufe der Zeit wurden wir in Parallelklassen aufgeteilt. Und mit den entlassenen Kriegsgefangenen kamen nach und nach wieder jüngere Lehrkräfte in die Schulen. Meinen Mathematiklehrer, Prof. Steiner, den wir »Bodo« nannten, denn so hieß sein Sohn, der auch in unserer Klasse war, mit Vornamen, mochte ich besonders gerne.

Als ich eines Tages den Zug nach Hause versäumte, weil der Stundenplan sich geändert hatte, und ich Stunden hätte auf dem Bahnhof warten müssen, bis der nächste fuhr, nahm er mich kurz entschlossen mit zu sich nach Hause. Das wurde zur Regel, als die Stundenplanänderung blieb. Bei ihm zu Hause machte ich zusammen mit Sohn Bodo Hausaufgaben.

Danach durften wir zum Spielen in den Garten hinter dem Haus oder hinunter auf den Markt, an dem das Haus lag, in dem Familie Steiner wohnte. Es wurde zur Tradition, dass ich bei Familie Steiner auf meinen Zug warten durfte.

Eines Tages war unten auf dem Markt ein Rummelplatz aufgebaut worden. Ich glaube, es war einer der ersten, den es nach dem Zusammenbruch gab. Da gab uns Prof. Steiner, wie wir ihn offiziell anreden mussten, sogar Geld für die Schiffschaukel. Bodo junior stieg mit mir hinein und lachte mich aus, als ich mich zunächst fürchtete. Dann zeigte er mir, wie man damit umging. Ich hatte es schnell begriffen und genoss von da an das neue Vergnügen sehr!

Unsere erste Fremdsprache war Französisch. Natürlich, wir lebten in der Französischen Besatzungszone! Irgendwie wurden uns unsere Besatzer dadurch vertrauter. Ich hörte auf, mich vor ihnen zu fürchten. Auf dem Weg von zu Hause zum Eisenberger Bahnhof musste ich an dem ehemaligen Gefangenenlager vorbei. Da hatten die Franzosen jetzt eines ihrer Militärlager eingerichtet, das von ihren Soldaten

bewacht wurde. Als die bemerkten, dass immer um dieselbe Zeit dieselben Kinder vorbeikamen, riefen sie uns etwas Neckisches zu.

Eines Tages antwortete ich ihnen mit den paar Brocken Französisch, die ich gelernt hatte. Da riss der eine lachend seine Mütze vom Kopf und machte eine tiefe Verbeugung vor mir: »Ouiiii! Madame peut parler français?«

»Oui, monsieur!« Dann rannte ich verlegen kichernd davon.

In den höheren Klassen lernte ich mit Begeisterung französische Gedichte. Es war der Klang der Sprache, der mich berauschte:

z.B. Verlaine: »Sur une vaste plaine,
se détruit un vent«!. . . .

Oder Lafontaine: »Maître corbeaux sur un arbre perché«. . . .

..

Das ist auch heute noch Musik in meinen Ohren!

Der Unterricht eines anderen Lehrers ist mir ebenso in lebhafter Erinnerung! Das war der evangelische Religionslehrer Pfarrer Blank. Er erklärte uns nicht nur die Dinge, die zum evangelisch-lutherischen Unterricht gehörten, sondern öffnete unser Verständnis für viele andere Religionen, indem er uns von ihren Inhalten, ihrer Geschichte, dem Kulturkreis, zu dem sie gehörten, ihren Sitten und Gebräuchen berichtete. Eine seltene Toleranz auch gegenüber der Lehre der Katholischen Kirche prägte er uns ein und praktizierte sie auch.

Ach, gäbe es mehr Lehrer wie ihn und viel weniger religiösen Fanatismus, die Welt wäre sehr viel friedlicher!

Bei ihm durften Schüler aus anderen Klassen, eben auch Katholiken oder Freireligiöse im Klassenzimmer bleiben, wenn ihr Unterricht ausfiel. Und wenn er die Papierbögen verteilte, die man so schwer ergatterte, hatte er immer ein paar mehr und sie bekamen auch welche davon ab, ganz selbstverständlich!

Ich glaube, dass er es war, der mein späteres Interesse für die verschiedenen Bereiche der Philosophie weckte. Toleranz lehrte er uns auf eine ganz besonders einfühlsame Weise, nach einer Zeit, in der verbrecherische Intoleranz und Fanatismus die Ursache für die Leiden und den Tod von Millionen von Menschen gewesen waren. Was er uns erklärte, ist tief in uns eingedrungen. Ich glaube, keiner von

meinen Schulkameraden konnte sich dieser anderen Welt verschließen, die er uns geöffnet hatte.

Ein Zeichen dafür war, dass die Gespräche und Diskussionen, die wir untereinander führten, noch lange weiter gingen, wenn die Stunde vorüber war, ja, wir sie oft noch auf dem Heimweg im Zug fortsetzten.

Wenn ich heute an Toleranz und Verständnis für andere denke, dann schwingt bestimmt noch etwas von seinem Unterricht in meinem Unterbewusstsein nach.

Manchmal denke ich, wenn man von einem »Ewigen Leben« spricht, dann sollte man auch an solche Einflüsse denken, die uns prägten, als wir jung waren. Ich bin sicher, es leben Eltern in ihren Kindern und Lehrer in ihren Schülern auf eine wunderbare Art und Weise auf einer tiefen seelisch-geistigen Ebene weiter. Vor allem, wenn diese dann wieder ihre Gedanken und Erfahrungen als Eltern oder Lehrer an die nächste Generation weiter vermitteln können. Dadurch haben sie ein geistiges Dasein, eine seelische Substanz, in andere Leben weitergeben dürfen.

Das Lager in Landau

Irgendwann hatte Mutti die Erlaubnis bekommen, Vati einmal in der Woche in Landau zu besuchen. Dort, so hatte sie einige Zeit nach ihrer eigenen Entlassung aus dem Gefängnis erfahren, wurde er in einem Lager für Naziverbrecher gefangen gehalten.

Ich weiß noch, wie entsetzt sie war, als sie das erste Mal von einem Besuch dort zurückkam. Er musste bei minimaler Verpflegung in einem Steinbruch arbeiten. Der Mann von 1.89 m Größe war abgemagert wie ein Gerippe, berichtete sie. Als er beim letzten »Check« gewogen worden war, hatte er 45 kg auf die Waage gebracht.

»Das hält er nicht durch!«, sagte sie zu Helene, »wenn er dort weiter im Steinbruch arbeiten muss! Ich muss versuchen, ihm am nächsten Besuchstag etwas Essen mitzunehmen!«

Helene stimmte zu. Wie sie das machen wollten, weiß ich nicht. Es war ja zu der Zeit bei uns auch äußerst knapp an Nahrungsmitteln.

Gott sei Dank dauerte Vatis Zustand nicht an. Nach einem der nächsten Besuche erzählte sie erleichtert, dass er nun eine bessere Aufgabe als Steineklopfen bekommen habe. Jetzt arbeite er unter der Aufsicht der Franzosen in deren Druckerei.

Es sei, wie Vati uns später erzählte, vor allem das deutsche Aufsichtspersonal gewesen, das besonders unerbittlich und grob zu den Gefangenen war. Die Franzosen wären von Anfang an viel freundlicher zu ihm gewesen.

Endgültig besser wurde die Situation für Vati, als die französischen Bewacher entdeckt hatten, dass er nicht nur gut Französisch sprach, sondern auch gut malen konnte. Da erhielt er eine neue Arbeit bei der Soldatenzeitung, die für die französische Armee in Landau gedruckt wurde. Ab da ging es Vati besser! Zwar war er wie zuvor Gefangener im Lager, aber er bekam seine Mahlzeiten zusammen mit den Franzosen in deren Kantine. Er bekam sogar so viel und gut zu essen, dass er davon für uns etwas aufheben und Mutti mit nach Hause geben konnte. Als einige der Franzosen, mit denen er zusammenarbeitete, das beobachtet hatten, sammelten sie ebenfalls alle Essensreste und fügten sie den seinen hinzu.

So kam jede Woche ein voller Henkeltopf zusammen, den Mutti mit nach Hause brachte. Außerdem bekam er irgendwann die Erlaubnis, dass auch wir Kinder ihn abwechselnd besuchen durften. Das hieß, dass immer je einer von uns einmal in der Woche mit Mutti mit der Eisenbahn nach Landau fuhr. Die Fahrt war umständlich und unbequem. Man war hin und zurück fast den ganzen Tag unterwegs. Aber in Landau durfte sich das Kind rundum satt essen! Ja, es wurde von den Franzosen manchmal sogar mit Süßigkeiten verwöhnt. Das glich jede Strapaze wieder aus. Und dann war da der Henkeltopf, der mit nach Hause genommen wurde! Helene wärmte den Inhalt stets sofort auf und verteilte die »Köstlichkeiten« an die zu Hause Gebliebenen.

Im Laufe der Zeit freundete sich Vati mit einigen seiner französischen Kollegen richtig an. Bald stellten sie Vati sogar einen Raum in ihrer Abteilung zur Verfügung, in dem er seine Besuche empfangen durfte. Er war lang und schmal, nicht sehr hell. Ein langer Tisch mit grün polierter Tischplatte stand darin mit Stühlen darum herum. Zeitungen, an denen er mitgearbeitet hatte, bekamen wir

manchmal mit nach Hause. Dann konnten wir seine graphischen Entwürfe bewundern und stolz auf ihn sein.

Wie gut, dass ich in der Schule Französisch lernte! Nun begann ich sogar Teile des darin Gedruckten zu verstehen.

Greta Björnfors

Da Vati das reichliche Essen, das er bekam, auch mit seinen Kameraden teilte, war er bei seinen Leidensgefährten gut angeschrieben. Neben ihm auf der Pritsche lag in der Baracke ein Pfarrer. Als der erfuhr, dass unsere Familie, weil sie nie zu den eifrigen Kirchgängern gehört hatte, keinen Anteil an den Carepaketen hatte, die viele Leute inzwischen aus Amerika erhielten, sorgte er anderweitig für uns.

Er schickte unsere Adresse an eine Schwedin, die für eine Wohltätigkeitsgesellschaft Hilfspakete nach Deutschland sandte. Tatsächlich kam sehr bald darauf ein Paket von einer Frau Greta Björnfors aus Schweden. Darin lagen außer Grundnahrungsmitteln Kostbarkeiten wie Zucker, Milchpulver, Kekse und Brot, auch ein paar Stücke Seife und Nähgarn! Das waren alles Dinge, die für uns nicht oder nur schwer zu ergattern waren!

Dazu schrieb sie einen herzerwärmenden, liebevollen Brief. Sie entschuldigte sich darin, dass sie nicht mehr hätte schicken können, weil die eigentlichen Hilfssendungen schon woanders hingesandt worden seien, bevor sie unsere Adresse erhalten habe. Sie habe nur einige Sachen in Eile zusammengesucht, als sie von unserer Not erfahren hätte. Es sei das, was noch übrig gewesen sei, und sie hätte es noch ein wenig aus ihrem privaten Bestand ergänzt. Sie verspreche uns aber, dass sie die nächsten Pakete 'sorgfältig' zusammenstellen würde, denn sie werde uns hinfort regelmäßig versorgen! Wir sollten ihr bitte schreiben, was wir am dringendsten benötigten. War das nicht sorgfältig gewesen? Mutti und Helene weinten vor Freude, als sie es auspackten! Wir Kinder schrieen und jubelten!

Das schrieb ihr Mutti auch in ihrem Brief, in dem sie sich bedankte. Das nächste Paket ließ nicht lange auf sich warten. Von da

ab kamen die Hilfspakete in regelmäßigen Abständen. Die schlimmste Notzeit war vorbei für uns!

Als Mutti auf den Wunsch unserer Wohltäterin »Tante Björnfors« hin, wie Greta Björnfors von uns Kindern gleich genannt wurde, unsere Familie beschrieb und in einem ihrer Briefe erwähnt hatte, dass ihre älteste Tochter von Vati und Onkel Otto Schoff etwas Maltalent geerbt hätte, waren in einem der folgenden Pakete ein Zeichenblock, Wasserfarben und Buntstifte! Unglaublich! Das ermöglichte mir noch etwas anderes als die Dankesbriefe an sie mit Blumen und Herzen zu verzieren:

Das Schulgeld, das Mutti für Else und mich aufbringen musste, konnte ich verdienen. Immerhin fehlte uns bei allem Kampf ums Überleben ja auch der Verdienst unseres Ernährers. Auch wenn das damalige Geld nicht sehr viel wert war. Es war schwer, das Geld zum Beispiel für die Oberschule für Else und mich aufzubringen.

Ich schnitt aus den Blättern des Blockes Stücke im Postkartenformat. Darauf malte ich Bilder: Blumen, Vögel, Schmetterlinge, Elfen und Feen. Nachdem ich einen Stoß solcher Postkarten zusammen hatte, ging ich damit im Dorf von Haus zu Haus und verkaufte sie.

Ob es Mitleid war oder ob meine Produkte den Leuten wirklich gefielen, weiß ich nicht. Aber die Karten waren schnell verkauft. Darum malte ich immer wieder neue, verkaufte sie bald nicht nur in unserem Dorf, sondern auch im Nachbardorf. Das brachte unser Schulgeld ein, bis die Farben und das Papier verbraucht waren. Als ich das nach Schweden »gemeldet« hatte, kam »Nachschub« von Tante Björnfors. Einfach toll!

Mit Opas Kaffeebohnen und den Paketen von Tante Björnfors, dazu Vatis »Lieferungen« konnten wir jetzt ganz gut überleben.

Ich bin sehr froh, dass wir Tante Björnfors, als wir wieder in geordneten Verhältnissen lebten, zu uns einladen und ihr unsere Dankbarkeit ausdrücken durften. Mutti und Vati besuchten sie später sogar in Schweden. Und eine ihrer Töchter wohnte Jahre später für mehrere Monate als Austauschschülerin bei uns. Nein! Diese Freundschaft riss nie ab!

Darum war es schlimm, als dieses gute und treue Menschenwesen an Krebs starb.

Wir hatten eine wunderbare Freundin, einen der gütigsten Menschen, den wir kannten, verloren! Mutti und Vati fuhren nach Stockholm zu ihrer Beerdigung. Wir Kinder trauerten zu Hause um sie.

Gesichtspunkte

Wenn ich an diese Jahre meiner Kindheit zurückdenke, dann fällt mir auf, wie sehr die schrecklichen Erlebnisse, die eine grausame Geschichte unserer Generation zugemutet hat, Gegengewichte erhielten. Da stemmten sich tapfere, aufrechte, liebevolle Menschen den Grausamkeiten entgegen, halfen und versöhnten. Das war es, was uns immer wieder aufgerichtet, ermutigt hat, damals! Wie sehr Vati doch Recht hatte!

Einmal, als ich ihn in Landau besuchte, kamen wir darauf zu sprechen. Als fast Dreizehnjährige wollte ich wissen, warum die Schlechtigkeit der Menschen immer wieder in unser Leben eingreifen und es zerstören konnte. Da waren wir den Verbrechen der Nationalsozialisten entkommen, und nun das! Warum predigte man uns jungen Menschen Moral und Liebe, wenn doch ringsum Hass und Unmoral das Leben diktierten?

Da nahm er mich in die Arme und hielt mich ganz fest.

Dann erinnerte er mich an all das Gute, das uns trotz allem Übel immer wieder erwiesen wird und wurde. Er erwähnte dabei wieder den Gauleiter Dr. Hellmuth. Diesmal beschrieb er mir genau, wie entsetzt sie damals gewesen waren, als der Notruf von Opa aus Leipzig gekommen war. Man konnte fast nicht glauben, was sich dort und an vielen anderen Orten abspielte! Fast wie in einem Film kommen mir die Ereignisse, die er mir berichtete, immer wieder ins Gedächtnis zurück. Ich nannte sie später voll Stolz seine »Köpenickiade«. Sie haben entscheidend meine Weltsicht geprägt. Darum will ich sie hier ausführlich wiedergeben.

Wir müssen was tun! Aber was? Wer kann dabei helfen?«, hatte mein Vater damals zu Mutti gesagt. Natürlich hatte er sofort wieder an seinen Freund Dr. Hellmuth gedacht, den er von der Universität her

kannte. Der hatte Karriere gemacht, war inzwischen Gauleiter geworden. Er hatte ja schon früher geholfen! War eine Anzeige eingegangen, dass Mutti Halbjüdin sei, dann hatte er Vati benachrichtigt, er möge zu ihm in sein Büro kommen, wenn das Personal Feierabend hätte und weggegangen wäre. Dann hatte er ihn über die Anzeige informiert und versichert, dass er dafür gesorgt habe, dass sie niemand zu Gesicht bekommen hätte. Anschließend zerriss er das Papier und warf es vor den Augen meines Vaters in den Kamin. Sie sahen gemeinsam zu, wie es verbrannte.

Als mein Vater anrief und andeutete, dass er Hilfe brauche, sagte Hellmuth auch diesmal, er würde dort auf ihn warten.

»Was glaubst du, was er tun kann?«, hatte Mutti ängstlich gefragt?

»Kennst du Hellmuth wirklich so gut, dass du weißt, dass du ihm auch in dieser Sache vertrauen kannst?«

»Natürlich! Hat er das in der Vergangenheit nicht schon hinreichend bewiesen?«, beteuerte Vati, »er wird zu helfen versuchen.«

»Helfen ja, aber dabei so viel riskieren?«

»Wenn wir nichts riskieren, können wir nicht helfen.«

»Ach, du bist immer viel zu vertrauensselig! Und doch hast du Recht. Natürlich müssen wir irgendwem vertrauen! Aber sollen wir das für meinen Vater wagen, der mich und meine Mutter, als ich noch ein ganz kleines Kind war, wegen einer anderen Frau verlassen hat?«

Das hatte sie offensichtlich ihrem Vater nie verziehen, dass sie ohne ihn hatte aufwachsen müssen.

»Ist das nicht Schnee von gestern? Er ist und bleibt dein Vater! Und bedenke, Hellmuth riskiert in seiner Position mehr als wir und war immer bereit dazu! Dabei habe ich vorsichtshalber bis jetzt nur vage Andeutungen gemacht. Aber er schien sofort zu verstehen. Er wird auch deinem Vater helfen. Das hat er mir versichert. Warum soll ich denn sonst wieder zu ihm ins Büro kommen, wenn alle anderen weg sind? Und nochmals! Was auch früher zwischen deinem Vater und deiner Mutter war, er ist und bleibt dein Vater!«

Da atmete meine Mutter tief durch.

»Gut, geh hin! Aber denk bei allem, was du riskierst, an uns, an deine Familie!« Dabei sah sie zum Kinderbettchen hinüber, in dem das Baby schlief.

»Ich tue das alles nur, weil ich an euch denke!«, sagte mein Vater.
»Ich liebe dich, wie ich nie zuvor auf dieser Welt einen Menschen geliebt habe!«

Dann umarmte er sie.

Dr. Hellmuth hatte, als er bei ihm ankam, schon auf ihn gewartet. Er beugte sich über seinen Schreibtisch und bot ihm eine Zigarette an:
»Der Vater deiner Frau?«

Und als er sich zurückgelehnt und sich selbst eine Zigarette angesteckt hatte: »Der Führer ist ein Genie! Ein wunderbarer Mann! Aber da macht er Fehler. Das darf ich nicht laut sagen. Aber ich denke so oft an einige Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und einige ihrer Reichsfreien Städte, wie die durch das Geschick und die Hilfe jüdischer Kaufleute ihre Macht und ihren Reichtum gemehrt haben. Ein typisches Beispiel war Rudolf von Habsburg. Als der 1272 gewählt wurde, entschieden sich die Kurfürsten für ihn, weil sie glaubten, einer aus so dürftigen Verhältnissen könne sie in ihrer Macht nie einschränken. Wie sehr sie sich irrten! Rudolf verschaffte sich sehr schnell, vor allem durch die Zusammenarbeit mit dem »Geldadel« der damaligen Zeit, eine enorme Hausmacht. So etwas Ähnliches sollte Hitler auch tun! Er sollte da nicht so verbohrt sein!«

Mein Vater lächelte ironisch in sich hinein. Er kannte Hellmuths Leidenschaft für die deutsche Geschichte. Warum war er Zahnarzt geworden? Hätte er nicht besser Historiker werden sollen statt Zahnmediziner?

»Das würde, fürchte ich, in unserem Fall nicht helfen. Ach, wäre mein Schwiegervater nur mächtig und reich! Dann bräuchte er, denke ich, wahrscheinlich unsere Hilfe gar nicht! Geld regiert auch in diesem Fall immer noch die Welt, fürchte ich.«

»Es handelt sich also um deinen Schwiegervater! Was genau ist mit ihm?«

Nun berichtete mein Vater genauestens über den Hilferuf, der ihn erreicht hatte. Als Dr. Hellmuth erfahren hatte, was sich zu der Zeit in Leipzig abspielte, schüttelte er den Kopf. »Es geht da nicht mehr um Politik oder ihre Ideale. Es geht hier einfach nur noch um Menschlichkeit! Sie wird geopfert, um einen Sündenbock für lautstarke Propaganda zu finden. Das ist nicht Hitler! Der ist

anständig! Ich glaube an ihn. Das sind diese Goebbels, Görings und das ganze Umfeld! Glaube mir! Die haben das ausgekocht! Und Hitler vertraut denen und macht dabei mit! Er wird benutzt, lässt sich benutzen! Er hätte die Macht dazu, das zu verhindern. Warum gebraucht er sie nicht? Welch eine Enttäuschung ist das für mich! Ich werde versuchen müssen, in diesem Spiel um seinen willen und um der Menschlichkeit willen den anständigen Part durchzuhalten.«

Und nach einer Pause: »Ich werde dir helfen. Aber wir müssen sehr vorsichtig sein, sehr genau überlegen, was und wie wir das machen, um deine Familie da herauszuholen. Die SS hat schon alles unter Kontrolle, sagst du? Bewacht die Häuser jüdischer Bürger in der Stadt? Hat die Befehlsgewalt übernommen? Das ist im Augenblick vielleicht ganz gut für uns. Ich werde einige Verbindungen nutzen.«

Er ging ans Telefon um genauere Informationen über die Lage in Leipzig zu bekommen.

Die Köpenickiade

Es war spät, als Vati nach Hause kam und berichtete. Hellmuth hatte noch auf der Schreibmaschine im Amt Papiere hergestellt, welche die Befehle, die die SS-Leute in Leipzig hatten, aufheben sollten. Diese eine jüdische Familie sei auf »Geheimbefehl von oberster Stelle« dem SA-Mann, der diese Order überbringt, unverzüglich und sofort zu übergeben. »Diese Order« kam angeblich direkt vom Führerhauptquartier und hatte eine sehr gut gefälschte Unterschrift.

Schon kurz darauf erhielt Vati eine SA-Uniform und einen entsprechenden Ausweis. Wie? Hellmuth hatte die Studentenverbindung, bei der Vati Mitglied war, zu einer von der SA übernommenen Körperschaft erklären lassen.

Daraufhin konnte sich jedes Mitglied eine SA-Uniform und einen entsprechenden Ausweis übergeben lassen. So kam Vati »ganz legal« dazu. Als er Uniform und Ausweis abgeholt hatte, kratzten meine Eltern die letzten Groschen für das Fahrgeld nach Leipzig zusammen.

Reich waren sie damals wahrhaftig nicht! Vatis Gehalt als Assistent an der Universität war nicht sehr hoch.

In Leipzig angekommen, musste sich der »frischgebackene SA-Mann« zur Adresse seines Schwiegervaters durchfragen. Er kannte sich in der Stadt nicht aus. Das machte seinen »Auftrag« etwas schwieriger.

Vor dem Haus standen, als er endlich ankam, wie berichtet worden war, SS-Leute. An die Haustüre hatte man einen Judensterne und »Scheißjuden« geschmiert. Einige Fensterscheiben im Untergeschoss waren zertrümmert. Mein Vater schlug vor den SS-Leuten die Hacken zusammen, riss den Arm hoch und schrie: »Heil Hitler! Ich muss in dieses Haus zu diesen Leuten. Ich habe einen Sonderbefehl!«

Sofort wurde das Hackenschlagen und Grüßen erwidert. Dann verlangten die Bewacher Ausweis und Papiere. Sie standen wieder stramm und ließen ihn passieren, nachdem er das Verlangte vorgezeigt hatte.

Die Verwandten im Haus hatten verschreckt zugehört. Noch eine Schikane? Was kam jetzt auf sie zu? Erst als der Besucher oben in der Wohnung war, wurde er erkannt. Erschrocken schlug mein Großvater die Hand vor dem Mund, zog meinen Vater ganz hinein: »Wie siehst du denn aus? Ich hab dich gar nicht erkannt! Wie kommst du zu dieser Uniform? Gehörst du jetzt auch zu denen?«

»Nicht jetzt! Wir müssen weg! Ich erzähle euch das Nötigste unterwegs! Kommt! Habt ihr die Koffer fertig?«

»Schon seit einigen Tagen. Wir wollten ja schon längst weg. Aber dann hat man uns gesagt, das ginge nicht.«

»Warum?« »Was die wirklich vorhaben, wissen wir nicht. Aber etwas Gutes scheint es nicht zu sein. Du hättest sehen sollen, wie deine Leute sich benommen haben! Da bekommt man das kalte Grausen!«

»Weg müsst ihr auch! Auf jeden Fall! Aber mit mir! Das sind nicht meine Leute! Egal! Mit Hilfe der Papiere, die ich von einem Freund bekommen habe, kann das gehen! Kommt, schnell!«

Sie ergriffen einige große Koffer, die im Flur am nächsten standen

»Zu viel! Das darf nicht nach einer Urlaubsreise oder einem Umzug aussehen. Wir müssen unauffällig zum Bahnhof! Ich bin den Weg vorhin zu Fuß gekommen. Ziemlich weit ist das! Vielleicht

müssen wir wieder zu Fuß hingehen. Da könnt ihr das viele Zeug auch nicht schleppen.«

Sie ließen die großen Koffer stehen, packten in aller Hast nur einige Taschen zusammen. »Ruft doch ein Taxi!«

»Ein Taxi? Nein! Ein Taxi darf keine Juden mitnehmen!«

»Wartet! Doch, vielleicht mit mir!«

Er rannte hinunter zu den SS-Männern: »Die Sache ist geheim und hochwichtig! Ich muss diese Leute aus der Wohnung dort oben schnellstens wegbringen! Können Sie, Kamerad, eine Transportmöglichkeit vorschlagen?«

Da rief der eine der SS-Männer einen vorbeikommenden Polizisten herbei: »Sonderbefehl von ganz oben! Ich habe die Papiere gesehen! Wir müssen ein Auto haben!«

Der Polizist griff in die Tasche, holte eine Trillerpfeife heraus und pfiff, als ein Polizeiauto vorbeikam. »Den Befehl will ich aber auch sehen!«

Als mein Vater in seiner Uniform aus dem Haus kam, hielt er ihm das Papier so kurz und dicht vor die Nase, dass der Polizist gar nichts genau erkennen konnte. Dann sagte er in einem barschen Befehlston: »Schnell, schnell!«, und riss die Autotüre auf: »Zum Bahnhof! Ich habe den Befehl, diese Leute zum Bahnhof zu bringen!«

Hastig wurden alle in den Wagen geschoben. Dann sprang mein Vater auf den Sitz neben den Fahrer. Am Bahnhof angekommen, stiegen sie aus. Nach einem kurzen: »Danke, Herr Wachtmeister! Heil Hitler!« rannte er an einen der Schalter. Wieder wurde der »Transportbefehl« vorgelegt. Der Beamte am Fahrkartenschalter gab ohne Zögern die Fahrkarten nach Bremen an die Passagiere aus. Der Mann in der SA-Uniform erhielt sogar, ohne dass er danach gefragt hatte, vom Beamten einen Freifahrschein.

Der Zug, der nach einer Stunde unruhigen und ungeduldigen Wartens, die sie mehr oder weniger auf den Bahnhofstoiletten zugebracht hatten, ankam, war ziemlich leer. Irgendwo mussten sie umsteigen.

Richtung Bremen

In dem Zug, den sie nun bestiegen, waren ebenfalls nicht sehr viele Leute. Aber die Mitreisenden starrten sie an. »Vater, geht um Gottes Willen in die Toiletten und macht euch die Judensterne von den Mänteln!«, drängte der Schwiegersohn.

»Nein! Wenn sie uns dann erwischen, wird alles noch viel schlimmer!«

»Kaum! Das mit dem ‚Befehl‘, klappt doch gut! Sollte was herauskommen, erklären wir das auch mit dem ‚Sonderbefehl‘. Hat doch der Hellmuth prima hingekriegt! Wer von denen kann dann schon ahnen, welches Spiel wir spielen?«

»Der Helmut? Wer ist das?«

Erst jetzt, da sie zufällig einmal ganz unter sich waren, deutete mein Vater den Verwandten an, wie er es mit der Hilfe seines Freundes aus Würzburg geschafft hatte, sie aus Leipzig herauszuholen, und warum er nun mit ihnen unbedingt nach Bremen musste.

Allerdings alles vertraute er auch ihnen nicht an. Je weniger Personen von den Fälschungen wussten, umso besser war es.

Er versicherte ihnen, er habe eine einflussreiche Persönlichkeit eingeschaltet. Nun könnten sie ihre Pläne, Deutschland zu verlassen, verwirklichen.

Nach Bremen fuhren sie, weil er in Bremen einen früheren Schulfreund hätte, dessen Vater Reeder sei. An den habe er sich gewandt. Auf irgendeines seiner Schiffe wolle er sie bringen.

Neue Zweifel kamen auf. Wie sollten sie eine Reise für drei Personen bezahlen? Sie hatten nicht viel mitnehmen können. Hatten sie genügend Geldvorrat? An ihr Erspartes waren sie nicht mehr gekommen. Und Wertsachen? - Wertsachen! Einige waren in den großen Koffern gewesen. Aber die hatten sie zurückgelassen. Halt! Doch! Mutter hatte ihren Schmuck in die Handtasche gesteckt! Würde man den als Zahlungsmittel annehmen? Oder sollte man erst versuchen, ihn zu verkaufen? Aber wenn, wem?

Es war eine lange und umständliche Reise mit der Dampfeisenbahn, die sie hinter sich hatten, als sie in Bremen ankamen.

Sie waren hungrig und müde. Trotzdem wagten sie sich nicht in ein Restaurant oder ein Hotel, obwohl sie nun nicht mehr den Judenstern auf ihren Mänteln trugen. Sie gingen in eine Bäckerei nahe des Bahnhofs und kauften Brötchen und Kekse; in einem Geschäft nebenan etwas Milch und Käse.

Sie setzten sich auf ein unter Büschen halb verstecktes Mäuerchen, das ein Gartengrundstück umgrenzte, aßen und tranken. Die dreizehnjährige Ruth weinte. Sie hatte sich die Füße aufgescheuert. Sie bluteten. Ihre Mutter versuchte, die Wunde mit einem Taschentuch abzuwischen und notdürftig zu verbinden.

Mein Vater fürchtete, dass sie Aufsehen erregen könnten. Deswegen führte er die Familie lieber weiter in einen Park hinein zu einem Gebüsch, das an einem schmalen Seitenweg eine Bank fast ganz umschloss. »Bleibt hier! Rührt euch nicht vom Fleck! Ich muss zu meinem Schulfreund, bevor es dunkel wird. Ich hole euch ab, sobald ich kann.«

Als er unterwegs eine Telefonzelle entdeckte, rief er zu Hause an, um zu sagen, dass in Leipzig alles glatt gegangen war.

Meine Eltern hatten wegen der Kosten gestöhnt, als in ihrem Haus ein Gemeinschaftstelefon im Flur installiert worden war. Jetzt kam es ihnen zustatten. Irgendwer war immer zu erreichen. Traf man nicht den an, den man sprechen wollte, so konnte man doch jenen Nachbarn, der den Hörer abgenommen hatte, bitten, etwas auszurichten.

Diesmal erreichte Vati seine Frau, welch ein Glück, sofort. Sie hatte schon auf einen Anruf gewartet und war nicht weit weg vom Apparat, als das Klingelzeichen ertönte. Nach einem kurzen Gespräch mit ihr ging er weiter. Er war nervös. Wie würde das Treffen mit seinem Freund ausgehen? Er hatte ihn lange nicht gesehen. Von Würzburg aus hatte er nur Ungenaues andeuten können. Ob es überhaupt Sinn machte, sich an ihn zu wenden? Das Risiko war groß. Und was, wenn der nun ein SS-Mann oder so ein fanatischer Nationalsozialist geworden war wie so viele und sie würden in eine Falle gelockt?

Aber das war früher nicht seine Art gewesen! Seine Eltern waren streng katholisch und hatten ihn so erzogen! Das sprach eigentlich dagegen, oder? Und die vielen jüdischen Geschäftspartner im In- und Ausland, mit denen ihre Schiffe immer zu tun gehabt hatten? Würde

es sich eine Reederei leisten können, diese für sie überlebenswichtigen Kontakte abubrechen? Wie offen durfte er sein, wenn er seinem Freund sein Anliegen vorbrachte?

Alles gestaltete sich einfacher, als er gedacht hatte. Torsten hatte sein Büro wie früher in dem alten Patrizierhaus neben seinem Elternhaus. Glücklicherweise traf er ihn an, obwohl er sich für diesen Tag und diese Uhrzeit nicht genau anmelden konnte. Der Freund war noch immer im Unternehmen seines Vaters tätig, sollte sich im Geschäft einarbeiten, wie er später erklärte, um es einmal, wenn sich der alte Herr zurückziehen wollte, ganz zu übernehmen.

Natürlich wolle er helfen, sagte er sofort. Schon in der kommenden Nacht würde ein Schiff nach Brasilien ablegen. Sein Vater dürfe aber nichts von ihrem Vorhaben erfahren. »Wovon darf ich nichts erfahren?«

Die Türe hatte sich geöffnet, ohne dass die beiden jungen Männer es bemerkt hatten. Und nun erfuhr der Vater des Freundes doch alles!

»Sicher muss ich alles wissen! Und ganz sicher können Ihre Verwandten mitfahren. Nur, dass du glaubst, so etwas hinter meinem Rücken machen zu müssen, darüber werden wir uns noch unterhalten, Sohn. Später! Jetzt sind andere Dinge wichtiger!«

Er wandte sich an den Besucher: »Sie müssen mit dem Kapitän verhandeln! Der entscheidet. Wir müssen so schnell wie möglich hinunter zum Hafen. Ich komme mit!«

Zusammen holten sie die Flüchtlinge aus dem Park ab, als es dunkel zu werden begann. Die Verhandlung mit dem Kapitän gestaltete sich zunächst schwierig. Erst als der die Juwelen sah, die ihm als Bezahlung angeboten wurden, stimmte er zu.

Als sich mein Vater endlich auf dem Schiff von der Familie verabschiedete, steckte Großvater ihm einen Geldschein in die Tasche. »Für die Rückfahrt«, flüsterte er ihm ins Ohr.

»Danke Vater! Aber braucht ihr das denn nicht viel dringender?«

Er dachte an die Diskussionen im Zug. Er drückte den Geldschein Ruth in die Hand: »Ihr werdet das dringender brauchen als wir.« Und wieder zu seinem Schwiegervater gewandt: »Warte, ich hab auch noch was für dich!«

Aus der Brieftasche holte er ein Foto. Der Großvater hatte mich, seine älteste Enkelin, nur einmal gesehen, als ich 13 Tage alt war. Jetzt

war ich schon älter. Das Kind auf dem Foto hatte runde Pausbäckchen und große, glänzende, dunkle Augen.

»Ist die süß! Weißt du, dass sie dir sehr ähnlich sieht? Danke für alles, mein Junge! Besonders aber für das Bild. Das ist ein wunderbares Abschiedsgeschenk!« Und nach einer Pause: »Irgendwann kann ich vielleicht mal gutmachen, was du für uns getan hast!«

Sie schüttelten einander die Hände. »Bewahre das Foto gut auf! Ich fürchte, du wirst die Kleine lange nicht sehen können. Und ob wir dir in der nächsten Zeit Briefe und Fotos schicken können? Wahrscheinlich nicht! Zu gefährlich für meine Liebsten!«

Wie Recht er hatte! Als Großvater den nächsten Brief von seiner Tochter mit Fotos von seinen Enkelkindern bekam, schrieb man das Jahr 1946!

Einige Wochen nach diesem Abschied erhielt mein Vater von seinem Schulfreund, wie verabredet, eine verschlüsselte Nachricht, dass die Auswanderer gut und gesund in Brasilien angekommen seien. Dann riss der Kontakt ab.

Die SA-Uniform hing noch eine Zeit lang im Schrank, dann war sie verschwunden. Die Studentenverbindung blieb kein Teil der SA, sondern wurde einem Sportverband zugeteilt. Da passte sie auch besser hin.

Von Vati gab es nur diese eine Fotografie, auf der er als SA-Mann zu sehen war. Er hatte sie noch nach dem Krieg. Ich kann mich an sie erinnern. Ihretwegen wurde er nach einer kurzen Entlassung zum zweiten Mal als »Nazi« abgeführt.

Viele Jahre später, Opa war schon gestorben, besuchte ich Tante Ruth in Petropolis. Da wollte sie wissen, ob Vati tatsächlich ein überzeugter Nazi gewesen sei oder nicht. Sie erinnerte sich an die Uniform, die er getragen hatte, als er ihnen zur Flucht verholfen hatte. Ich erzählte ihr nun genau, wie er zu ihr gekommen war.

Lebenshilfen

Was Vati mir so ausführlich geschildert hatte, half mir etwas über meine Lebensangst hinweg. All das erzählte er an einem denkwürdig langen Besuchstag. Und ihm schien daran gelegen, mir klar zu machen, dass es selbst in düstersten Zeiten und unter absurdesten Umständen Menschen gibt, die Achtung und Respekt verdienen.

Damals hatten wir noch nichts von dem weiteren Schicksal Dr. Hellmuths erfahren, der nach dem Einmarsch der Amerikaner in Würzburg als einer der bekannten »Obernazis« zunächst hatte untertauchen können und erst gut zwei Jahre später von einem amerikanischen Militärgericht zur Rechenschaft gezogen wurde.

Zum Tode durch den Strang verurteilt, wurde er begnadigt und das Todesurteil in lebenslange Haft umgewandelt, aus der er 1955 entlassen wurde. Davon hatte Vati nichts erfahren.

Ihm hatte man berichtet, Dr. Hellmuth sei von den Amerikanern bei deren Einmarsch aufgehängt worden. Und immer war er verzweifelt und traurig darüber gewesen, dass er dem, der ihm so sehr geholfen hatte, nicht hatte beistehen können, als er Hilfe gebraucht hatte.

An unsere früheren Nachbarn, die Kädings, brauchte er mich bei diesem Gespräch nicht zu erinnern. Die hatten wir von Eisenberg aus inzwischen mehrmals besucht und sie uns. Einmal übernachteten wir sogar bei ihnen.

Er erinnerte mich auch daran, wie uns Opa und Tante Björnfors mit ihren Paketen halfen und an die französischen Offiziere, die ihre Essensrationen mit ihm teilten, damit wir mehr mit nach Hause nehmen konnten.

»Siehst du, Kind«, sagte er, »das macht einen intelligenten, lebensstüchtigen Menschen aus, dass er erkennt, dass es von jedem Ereignis immer auch eine andere Seite gibt. Und wenn man über das Schicksal nachdenkt, dann sollte man stets auch daran denken, eine Sache möglichst von allen Seiten anzusehen. Das Schicksal bietet uns im Laufe unseres Lebens viele Perspektiven! Einseitigkeit und Engstirnigkeit machen blind und doof. Und blinde und doofe Menschen sind gefährlich. Glaube mir, mein Schätzchen, wir werden

aus dem Schlamassel herauskommen. Da bin ich ganz sicher. Und du wirst sehen, diejenigen, die in Unrecht und Gemeinheit glaubten, ihren Vorteil suchen zu dürfen, werden ihrer gerechten Strafe nicht entgehen. Was sagt eure Omi immer? ‚Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sehr gerecht!‘, du wirst noch erfahren, wie richtig ihr LieblingsSprichwort ist. Darum halte ich mich auch an meinen Wahlspruch: Tue Recht und scheue niemanden!‘, auch wenn mir und euch zur Zeit bitteres Unrecht geschieht. Ihr, meine Kinder, sollt euch auch an diesem Spruch ausrichten. Es kann einem Unglück und schlimme Ungerechtigkeit widerfahren, in sich selbst muss man den Frieden gefunden haben, den ein gutes Gewissen verschafft.«

Einundneunzig Jahre lang hat er dieser seiner Lebensweisheit nach gelebt und gewirkt und Erstaunliches in seinem Leben geleistet. Wunderbar einen Vater gehabt zu haben, auf den man so stolz sein darf!

Und wie Recht er hatte! Eigentlich gab es damals, trotz aller negativen Erfahrungen, Grund genug für mich, auch vertrauensvoll auf andere Menschen zuzugehen.

Und trotzdem gab es eine Zeit, in der ich mich in meinem Zimmer versteckte, wenn ein Fremder an die Türe klopfte. Ich hatte Angst, als ich ein »Teenager«, damals sagte man »Backfisch«, wurde. Ich war regelrecht menschenscheu.

Wege ins Erwachsensein

Als die Baronin meine Scheu bemerkte, nahm sie mich zur Seite und begann mit mir darüber zu sprechen. Sie verstünde mich, sagte sie, wenn ich noch ein kleines Kind wäre. Aber jetzt sei ich bald erwachsen. Da müsse ich genügend Selbstvertrauen bekommen, um meine Wünsche und Ziele durchsetzen zu können. Eines müsse ich immer bedenken: Durch die gute Erziehung, die ich von meinen Eltern erhalten hätte, sei ich gewöhnlichem »Pöbel« überlegen. Und diese Überlegenheit müsse ich nutzen, um einmal ein verantwortungsbewusstes Mitglied der Gesellschaft zu werden. Die Menschen seien nicht nur zur Erfüllung ihrer eigenen Wünsche auf

dieser Welt, sondern hätten, jeder an seinem Platz, bestimmte Aufgaben zu erfüllen.

»Und du, liebes Kind, bist, davon bin ich überzeugt, einer von den Menschen, die dazu ausersehen wurden, Nützliches für die Mitmenschen zu tun. Davon bin ich ganz fest überzeugt! Also vergiss deine Angst! Werde stark! Du kannst das! Da bin ich ganz sicher!«

Dann klopfte sie mir aufmunternd auf die Schultern, bevor sie mich verließ. »Sei mutig und stark! Du kannst das!«, wiederholte sie im Gehen.

Ich hatte nicht ganz begriffen, was genau sie mir sagen wollte, aber ich fühlte die Wärme ihrer Worte, die Kraft, die sie mir gaben, und nahm mir vor, nicht mehr solch ein Hasenfuß zu sein!

Mutti hatte mich bei meiner Entwicklung schon früher auf ganz andere Weise unterstützt: In den Städten waren nach dem Krieg die Theater, die Opernhäuser und Konzertsäle zumeist zerstört. Die Künstler wollten aber weiter auftreten. Darum kamen jetzt sogar die prominentesten unter ihnen zu Theatervorstellungen, Konzerten und sonstigen Darbietungen in die Gemeindesäle aufs Land. Bezahlt wurden sie nicht mit Geld, sondern mit Lebensmitteln oder irgendwelchen anderen Dingen, die knapp waren. Ich hatte einmal einen Korb voller Tannenzapfen gesammelt und mitgenommen. Dafür hörte ich ein wunderbares Konzert.

Ja, Mutti nahm mich damals in fast alle angebotenen Veranstaltungen mit! Dadurch erlebte ich hingerissen, wie Laban tanzte, und bewunderte Dore Hoyer in Ravels Bolero. An den Tagen nach solchen Veranstaltungen ging ich in die Orangerie, die oben im Park war. Da blieb ich unentdeckt, wenn ich versuchte, in dem großen, hellen Raum für mich eigene Tanzformen zu erfinden. Leider ohne Musik. Die musste ich mir zusammenphantasieren. Die weißen Gipskopien griechischer Götterbilder, die an den Wänden hingen, sahen dabei stumm auf mich herab. Vielleicht genossen sie meine »Vorstellung«, wie ich die des vorigen Abends genossen hatte?

Auch Aufführungen der Mannheimer Staatsoper mit »Das Land des Lächelns«, »Die lustige Witwe«, »Der Zigeunerbaron« und »Madame Butterfly« besuchten wir. Klassische Dramen wurde von Theatern aus den näher gelegenen Städten angeboten: »Faust«,

»Wilhelm Tell«, »Don Carlos«, Stücke die wir später in der Schule durchnahmen. Ich hatte sie dann schon auf der Bühne gesehen!

Diese Abende waren berauschend, rissen mich in eine andere Welt, öffneten neue Realitäten, stellten Fragen und beantworteten andere. Und sie waren auch deshalb wichtig, weil sie in mir das Gefühl meiner eigenen Wertigkeit auf eine geheimnisvolle Art und Weise wieder aufzubauen begannen.

Vielleicht nur, weil ich ein Privileg genoss, als die Älteste von uns vieren, mit Mutti ins Theater zu dürfen? Else durfte viel seltener mitkommen.

Ein neuer Anfang

Die Erinnerung an Marianne gehört dazu.

Ihre Eltern wohnten in Ramsen. Ihr Vater war in technischen Dingen hilfsbereit und war eigentlich immer da, wenn wir ihn brauchten. Wie oft hat er unsere Fahrräder repariert? Seine Tochter half bei uns zu Hause.

So wurde sie meine Zeugin, als ich etwas erlebte, was mir sonst doch nie jemand glauben würde: Ich kam mit Marianne aus dem Dorf. Wir hatten eine schwere Korbtasche jede an einem Henkel gefasst, als wir den Weg zur Löwentreppe emporstiegen. Als wir die ersten Stufen erklommen hatten, blieb ich stehen. Ein wunderbares Bild leuchtete vor meinen Augen. »Was hast du?«, fragte Marianne. »Warum bleibst du plötzlich stehen?«

»Siehst du nicht? Da in der Küche? Da sitzt die Mutti und hat den Kai auf dem Schoß. Daneben sitzt der Vati und hält die Ute. Und die Else drückt sich zwischen die Stühle und schmiegt sich an beide an!«

»Helga! Helga! Komm zu dir! Du träumst!«, rief Marianne. Von hier unten aus kann kein Mensch in die Küche schauen! Das wünschst du dir alles nur so sehr, dass du jetzt sogar Gespenster siehst!«

»Ja, ich weiß«, antwortete ich, ohne dass mich das Gefühl des Schmerzes wieder ergriffen hätte, das mein Unterbewusstsein beherrschte, seit Vati in Landau eingesperrt war.

Wir schleppten weiter zusammen die Tasche die Treppe hinauf und gingen auf das Haus zu. Als wir auf dem Vorplatz waren, hörten wir Stimmen in der Küche. Wir öffneten die Türe, blieben wie angewurzelt stehen, bevor ich die Tasche losließ und mit einem Jubelschrei hineinstürzte.

Tatsächlich! Da saß Mutti und hatte den Kai auf dem Schoß. Auf einem anderen Stuhl daneben saß Vati und hatte Ute umarmt. Else zwängte sich zwischen die beiden Stühle, auf denen sie saßen, und schmiegte sich an die Eltern.

»Das glaubt uns kein Mensch!«, schrie Marianne! »Helga, wenn dich je einer fragt und dir dann nicht glaubt! Ich bin dein Zeuge!«

Mein Vater war wieder zu Hause! Er war nach zweieinhalb Jahren Gefangenschaft entlassen! Es war kaum zu fassen! Ein neuer Abschnitt unseres Lebens konnte beginnen.

Das war der Wendepunkt in unserem Leben. Vati war zwar in den nächsten Wochen noch viel zu Hause, nicht nur, um sich zu erholen. Er musste sich um eine neue Anstellung bewerben, denn er hatte seinen Arbeitsplatz in seiner Firma in Ludwigshafen während der langen Haft verloren. Er bemühte sich umgehend darum, aber es klappte nicht sofort. Endlich, endlich musste doch ein Weg zurück in ein normales, bürgerliches Leben gefunden werden?

Es war ein großer Vorteil, dass er sich früher als Wissenschaftler einen gewissen Ruf errungen hatte. Dennoch waren Geduld und Durchhaltevermögen erforderlich, bis meine Eltern die Rückkehr in eine gesicherte, bürgerliche Existenz geschafft hatten.

Die Währungsreform

1948 war ein ereignisreiches Jahr! Ich war wieder einmal nach der Schule mit meiner Freundin Waltraud zu ihren Eltern gegangen. Die waren immer besonders nett zu mir. Darum hatte ich keine Hemmungen, Waltrauds Mutter von zu Hause zu erzählen. Dieses Mal war es etwas Erfreuliches. Obwohl es zur Zeit wieder einmal schwer war, etwas Essbares zu ergattern, hatte Mutti bei einem Bauern etwas Mehl aufgetrieben. Das erzählte ich Waltrauds Mutter.

»Ach Gott«, sagte sie, »mir ist das nicht gelungen! Ach Helga, wenn da ein Bauer ist, der Mehl abgibt, kannst du nicht mal fragen, ob wir auch was von ihm bekommen könnten?«

Irgendetwas zog sich in mir zusammen. Hatte ich zu viel ausgeplaudert? Wie würde Mutti das hinnehmen, dass ich anderen Leuten von unseren häuslichen Dingen erzählte? Trotzdem versprach ich nachzufragen.

Zu Hause wagte ich eine ganze Weile nicht, meine Geschwätzigkeit zu beichten und mein Versprechen wahr zu machen. Dann hatte ich doch ein schlechtes Gewissen. Versprechen muss man halten! Nach langem Zögern wagte ich mein Problem Helene zu gestehen. Sie sah mich mit großen, strengen Augen an.

»Das solltest du nicht tun, einfach so loszuplappern, Kind! Das ist unfair gegen die Eltern deiner Freundin, ihnen Hoffnungen zu machen, die wir nicht erfüllen können. Vielleicht werden die Leute sogar neidisch, wenn sie erfahren, dass wir mehr Glück hatten als sie. Sie glauben nachher gar, wir hätten ihnen aus Bosheit nichts besorgt! Dabei hatten wir Kaffee vom Opa zum Umtauschen! Und wie willst du einen Bauern dazu bringen, Mehl für nichts Außergewöhnliches abzugeben? Es war schon lange nicht mehr so schwer wie in diesen Tagen, irgend etwas aufzutreiben.«

»Warum?«

»Ach, die Leute reden merkwürdiges Zeug. Eine Währungsreform soll es geben in den nächsten Wochen. Deshalb wird alles, aber auch alles, gehortet. Sicher wieder nur Gerüchte!«

Ich war ein bisschen erleichtert. Zwar hatte ich für Familie Wanninger kein Mehl bekommen, aber ich konnte einen plausiblen Grund dafür angeben, warum ich mein Versprechen nicht halten konnte.

»Die Leute sagen, sie geben nichts mehr ab, weil nächste Woche die Währungsreform ist«, berichtete ich, kaum dass ich zur Türe hereingekommen war. »Da wird alles gehortet.«

»Die Währungsreform«, wunderte sich Waltrauds Mutter mit gerunzelter Stirn. »Was soll die uns schon bringen, wenn die sowieso nichts haben! Ich habe da meine Zweifel. Was können die schon horten! Soll es überhaupt noch mal besser werden, Kind? Was für eine Zukunft erwartet euch!«

Die Verzweiflung, die aus den Worten dieser Frau, die ich so gerne mochte, deutlich wurde, bedrückte mich sehr. Ich fühlte mich schuldig und verabschiedete mich bald von meiner Freundin und ihrer Familie. Vor allem wollte ich nicht, dass sie glaubten, mir auch noch etwas anbieten zu müssen, wenn sie Waltraud nachher etwas zu essen gäben. Ich hatte das Gefühl, das hätte ich nicht verdient.

Umso unheimlicher war mir eine Woche später zumute, als tatsächlich die Währungsreform angekündigt wurde. Als ob ich eine Wahrsagerin gewesen wäre, eine Hexe! Dabei war ich nur für eine halbwegs plausible Erklärung dankbar gewesen!

Am Tag der Währungsreform mussten wir ins Dorf gehen, um das uns zugeteilte Geld abzuholen. Es gab pro Kopf 40,00 Mark in der neuen Währung, 40 Deutsche Mark! Man musste anstehen, bis allen Berechtigten der ihnen zustehende Betrag ausgezahlt worden war.

Am späteren Nachmittag war Else bei ihrer Freundin Margit gewesen. Als sie zurückkam, stürzte sie atemlos ins Haus: »Mutti, Vati, Helene! Ihr müsst sofort ins Dorf! Das müsst ihr sehen! In den Geschäften sind alle Schaufenster voller Sachen! Und die kann man kaufen! Die Leute stehen schon Schlange. Schnell, dass wir auch noch was abkriegen!«

Wir bekamen etwas ab, denn ein Wunder war geschehen: Die Leute kauften und kauften und kauften! Und wenn in einem Geschäft ein Regal leer war, wurde es einfach wieder nachgefüllt. Nicht alles war zu haben, aber vieles, was früher zwar auf den Bezugscheinen gestanden, von dem man aber in den letzten Jahren nur hatte träumen können.

Als die Erwachsenen die vollen Taschen nach Hause geschleppt hatten, wurden Riesenportionen gekocht. Es war beachtlich, was wir in uns hineinschaufeln konnten. Wenn sie nicht nur angegeben hat, dann hat Ute an einem der nächsten Tage 12 Teller Erbsensuppe gegessen. Else hielt den Rekord an Brot. Ich bekam endlich meine »Geburstagskartoffeln«.

Ach ja, das habe ich beinahe vergessen zu erzählen: An meinem 12. Geburtstag hatte mich Mutti gefragt: »Wenn du dir etwas wünschen könntest, was würdest du dir wünschen?«

»Ich wünsche mir, dass ich eine ganze Schüssel voll Salzkartoffeln alleine aufessen darf.«

Leider gab es damals keine Kartoffeln. Das war eine rare Delikatesse. Aber Mutti hatte meinen Geburtstagswunsch nicht vergessen. Jetzt bekam ich sie, die Kartoffeln. Ich mampfte sie überglücklich in mich hinein. An Salzkartoffeln habe ich mich nie im Leben übergessen. Ich mag sie immer noch. Kai stürzte sich auf alles, das aus Milch gemacht war, besonders auf angemachten Quark. Und Schlag-Sahne löffelte er in sich hinein! So ein kleiner Kerl und so viel Platz im Bauch!

Die Währungsreform hatte unsere Welt noch einmal verändert, normalisiert, müsste ich eigentlich sagen. Aber wir empfanden diese Veränderung nicht als normal! »Normal« waren Demütigungen und Entbehrungen über Jahre hin. Normal war der Kampf um jeden Bissen Brot! Normal waren Misstrauen und Angst.

Zonenwechsel

Trotzdem war es in der Französischen Zone auch nach der Währungsreform längst noch nicht so »normal« wie es seit geraumer Zeit in der Amerikanischen Zone war, wo die Vorzeichen eines wirtschaftlichen Aufschwunges bereits deutlich zu erkennen waren. Das wurde uns mit Erstaunen und Begeisterung bewusst, als wir Eisenberg verließen. Vati hatte eine Stelle in einer Chemischen Fabrik in Wesseling am Rhein bekommen.

Das bedeutete, dass wir ins Rheinland umzogen. Die Fabrik und das dazugehörige Bürogelände lagen direkt am Rhein. Die Wohnung, die man uns zur Verfügung gestellt hatte, lag bei den Gebäuden, in denen sich die Büros befanden. Wir bekamen drei große Zimmer und ein Kämmerchen angeboten, dazu Küche und ein Bad. Das war kein überschwänglicher Luxus, den man uns anbot, aber es genügte für den neuen Anfang.

Bald machten wir es uns in einem großes Wohnzimmer mit den neuen Möbeln bequem. Die waren nötig geworden, denn die Wohnung war leer, nicht möbliert, wie es das Parkhaus gewesen war. Ein Schlafzimmer gab es für uns vier Kinder und eines für die Eltern. Auch waren die neuen Möbel keine Luxusobjekte. Wir mussten uns

sehr einschränken. Und doch! Als die Wohnung fertig eingerichtet war, fühlten wir uns alle sehr wohl darin.

Wir waren hier zwischen Bonn und Köln nun nicht mehr in der Französischen Zone. Das merkte man an allen Dingen. Es gab nicht nur das Notwendigste zu kaufen wie links des Rheines, sondern auch viele Dinge, die wir als »luxuriös« empfanden. Vor allem die unterschiedlichsten Lebensmittel waren zu bekommen. Mutti verwöhnte uns. Else aß einen halben Meter Bratwurst, ich bekam meine Salzkartoffeln mit dicken Stücken Butter darauf und dicke Stücke Fleisch. An Schlagsahne überaß ich mich. Kai und Ute aßen köstliche Suppen tellerweise und Kuchen. Wir konnten kaufen, denn Vati erhielt, zum ersten Mal nach Jahren, ein Gehalt.

Es dauerte nicht lange, da ermöglichte die Firma ihm sogar die Nutzung eines schwarzen VW-Käfers. Er machte seinen Führerschein. Das schaffte er recht schnell. Wir bewunderten ihn dafür. Am Anfang fuhr er zwar noch übervorsichtig. Er sagte, wenn er von den anderen Fahrzeugen auf der Straße überholt wurde: »Lasst die rasen! Ich fahre lieber langsam. Dann können wir besser die Landschaft genießen.«

Wir neckten ihn später manchmal damit: »Damals, als Vati noch die Landschaft genießen wollte!«

Allerdings, das muss man zugeben, fuhr er auch später nie leichtsinnig. Und viele Jahre danach, als wir erwachsen waren und selbst den Führerschein anstrebten, war er ein sorgfältiger und geduldiger Lehrer bei unseren ersten Fahrversuchen.

Sonntags machte er des öfteren Ausflüge mit uns in die Umgebung. Die ersten waren nicht sehr weit. Aber wir genossen sie! Was gab es in dieser Gegend nicht alles zu bestaunen! Der Kölner Dom, als wir ihn zum ersten Mal sahen, machte uns geradezu atemlos vor Bewunderung.

Zwar gab es damals um ihn herum noch viele Ruinen, Spuren der Bombenangriffe, die auch diese wunderbare Stadt nicht verschont hatten. Es war noch längst nicht alles wieder aufgebaut, was im Krieg zerstört worden war, aber es standen Gerüste an vielen Gebäuden. Der ungeheure Aufschwung, der begonnen hatte, war überall zu erkennen!

Als Vatis Fahrkünste sich dann noch mehr gebessert hatten, führten uns die sonntäglichen Ausflüge weiter und weiter von Wesseling weg. Was bekamen wir alles zu sehen! Wunderbar!

Die Eifel, das Siebengebirge! Einige Male ging es sogar bis ins Sauerland! Am besten in Erinnerung blieb mir der Ausflug nach Maria Laach am Laacher See.

Wir machten die Fahrten natürlich an verschiedenen Sonntagen. Es gab da einfach zu viel zu sehen und zu erwandern, als dass man das an einem Tag oder gar in nur ein paar Stunden hätte erleben können.

Hund und Rabe

Die kleinere Wohnung genügte uns auch deshalb, weil Helene in Eisenberg geblieben war. Die Gienanth'sche Fabrik hatte die Produktion wieder aufgenommen. Da hatte Helene ihre alte Stelle wieder angetreten. Eine Entscheidung, die wir verstanden, aber sehr bedauerten, denn sie war für uns ein Familienmitglied geworden. Vor allem wir Kinder vermissten sie sehr.

Vom Trennungsschmerz wurden wir abgelenkt, als der Hund Tell ein neues Mitglied unserer Familie wurde. Er war ein lieber Kerl. Er war schwarz. Nur auf der Brust hatte er einen weißen Fleck. Er gehöre einer französischen Rasse an, erfuhren wir: »Chien de la Vendée«. Vielleicht sah er nur so ähnlich aus und war eine Mischung? Uns war das egal. Wir mochten ihn.

Wenn wir zu Hause waren, saß er bei schönem Wetter im Wohnzimmer am Fenster auf seinem Kissen und beobachtete, was unten im Hof vor sich ging. Gerne gesellten wir uns zu ihm, denn irgendwas war dort unten im vorderen Fabrikgelände fast immer los. Natürlich führten wir ihn abwechselnd spazieren. Kai amüsierte sich: »Warum bleibt er immer überall stehen und schnüffelt herum? Was hat er davon?«

»Der liest die Hundezeitung«, belehrte ihn Mutti. »Hunde lesen mit ihrer Nase. Dabei erfahren sie mehr als wir, wenn wir mit unseren Augen die Wörter in unserer Zeitung lesen. Und in der Hundezeitung ist alles wahr!«

Im Frühjahr fand ich, als ich mit ihm den Weg unter den Pappeln am Rhein entlangging, einen jungen Raben, der aus dem Nest gefallen war. Sein Beinchen und ein Flügel waren verletzt. Deshalb nahm ich



1950, Wesseling /Rhein
Tell und Jacki

ihn vorsichtig, die Hundeleine um das Handgelenk gewickelt, in meine beiden Hände und brachte ihn mit nach Hause.

Mutti versorgte die Wunden des Tierchens und machte ihm in einem Schuhkarton ein Nest, in das sie es setzte. Dann holte sie ihm ein Schälchen voll Wasser, aus dem es gierig trank. Sie fütterte den Vogel mit eingeweichten Brotstückchen. Auch die fraß er ihr aus der Hand. Er ließ sich von ihr füttern, als wäre sie seine Rabenmutter. Von da an gehörte der Rabe auch zur Familie.

Er bekam den Namen Jacki. Meist saß er in seinem Käfig, den jemand aus der Fabrik für ihn gebaut hatte, als er von unserem »Familienzuwachs« gehört hatte. Aber da saß er nicht immer drin. Oft hüpfte er frei und frech in der Wohnung herum. Fluchtversuche machte er nie. Auch nicht, als seine Wunden geheilt waren und er fliegen gelernt hatte. Es ging ihm bei uns viel zu gut. Er wollte offenbar nie wieder weg von uns.

Wir freuten uns jeden Tag über ihn. Wir fütterten ihn, kraulten ihn und sprachen ihn liebevoll an. Dabei lernte er selbst bald einige Worte sprechen. Zur Verwunderung unserer Nachbarn aus der Firma saß er stundenlang frei neben dem Hund am offenen Fenster, ohne wegzufiegen.

Auch Tell hatte ihn als seinen Gefährten anerkannt. Wenn Jacki ihm mit der Schnabelspitze zart im Fell herumnibbelte, verstand er das richtig als Zärtlichkeit und beantwortete sie, indem er ihm sanft mit der Zungenspitze über die Rückenfedern leckte.

Die Sitzverteilung im schwarzen VW bei den sonntäglichen Ausflügen war jetzt so: Vati saß selbstverständlich auf dem Fahrersitz am Steuer. Auf dem Beifahrersitz, neben ihm war natürlich Muttis Platz. Auf dem Rücksitz hockten wir vier Kinder. Viel Platz war da allerdings nicht. Aber das machte uns nichts aus. Wir kuschelten uns aneinander. Im Kofferraum auf seinem Kissen saß der Hund und schaute zum Rückfenster heraus. Daneben oder über ihm auf der Lehne hockte der Rabe und guckte wie sein Freund während der Fahrt ebenfalls zum Rückfenster hinaus.

Wenn wir irgendwo Halt machten, wurden wir von allen Leuten bestaunt, wenn erst die sechs Familienmitglieder aus dem kleinen, schwarzen Auto kletterten, dann der schwarze Hund und danach ein schwarzer Rabe den Menschen wie selbstverständlich folgte.

Weder der Hund noch der Rabe dachten je daran abzuhaufen. Sie fühlten sich zur Familie gehörig. Das sah jeder.

Morgens, wenn Mutti uns weckte, kamen Hund und Rabe auch mit in unser Schlafzimmer. Während Tell uns mit der Schnauze sanft anstupste, setzte sich Jacki auf das Fußende des Bettes und krächzte: »Aaooften!« Einige Male hatte er dabei vor Dienstleuten seine Benimmregeln vergessen und auf unseren Betten einen Klacks hinterlassen. Das erregte unseren Ärger. Wir schimpften mit ihm. Da holte Mutti eine alte Zeitung, legte sie unter das Fußende des Bettes und drehte ihn so um, dass sein nächster Klacks auf die Zeitung fallen musste. Dabei sagte sie jedes Mal: »Jacki, rumdrehen!«

Wenn er seine Sache richtig gemacht hatte, bekam er eine Belohnung. Der intelligente Kerl begriff schnell, was sie von ihm wollte. Das Lustige dabei war, dass er später, wenn er den gewissen Drang spürte, sich selbst den Befehl gab und sagte: »Jacki, humdehn!«

Nach einer Weile klappte das auch ohne Belohnung. Unser vergnügtes Geschrei und Streicheln genügte ihm. Das wurde für uns, aber auch für ihn, offensichtlich, ein neuer und gerne wiederholter Spaß.

Wer hatte schon einen Raben, mit dem man sich so gut verständigen konnte? Wir waren überzeugt, dass wir uns nur mit unserem, dem klügsten Raben der Welt, so gut unterhalten könnten.

Die neue Bundesrepublik

So behaglich wir uns in unserem Privatleben auch eingerichtet hatten, blieben wir doch nicht nur auf dessen Wahrnehmung beschränkt.

Noch heute erinnere ich mich daran, wie wir am Straßenrand standen, als Autos, in denen Adenauer und Heuss saßen, an uns auf der Straße vor der Fabrik von Köln nach Bonn vorbeifuhren. Die Deutschen, zumindest die Westdeutschen, hatten ihre erste demokratische Regierung nach 1945 bekommen!

Ich war alt genug und wusste sehr wohl, was das für die Geschichte unseres Landes bedeutete. Da konnten die Büttnerredner

bei den Karnevalsveranstaltungen in Köln noch so sehr ihre Witze machen! Die Überzeugung, dass durch diese hervorragenden Politiker unser Land aufgewertet wurde, konnten sie nicht zerstören. Auch nicht meine Dankbarkeit den Alliierten gegenüber, die durch den Marshallplan die schnelle wirtschaftliche Erholung dieses Teiles unseres Landes möglich gemacht hatten, nachdem sie es von der Hitlerdiktatur befreit hatten.

Der Vergleich mit dem Teil unseres Landes, der unter der kommunistischen Diktatur in der DDR litt, machte das noch deutlicher.

Die Erinnerung an den schrecklichen Krieg, die Diktatur des Dritten Reiches und ihrer aberwitzigen Auswüchse waren noch zu frisch in unserem Bewusstsein, als dass ich die gegenwärtige Situation nicht als eine wunderbare Verwandlung hätte empfinden müssen. So jung und dumm konnte man gar nicht sein, um das nicht zu verstehen!

Karneval in Köln

Ja, den Karneval erlebte ich auch! Zuerst standen wir bei den Umzügen nur »Helau« rufend an der Straße. Dann durfte ich einmal mit den Eltern auf einen Ball.

Sehr glücklich schienen meine Eltern allerdings bei diesem ersten Versuch, diese rheinische Tradition zu erleben, nicht zu sein. Sie waren voller Sorge, obwohl ich nun ein »Backfisch« war, ob ich nicht doch noch zu jung und unerfahren dazu war. Als mich ein junger Mann auf die Tanzfläche und dann in eine Ecke zog, die sie von ihrem Platz am Tisch aus nicht einsehen konnten, holten sie mich besorgt zurück in die Nähe ihres Tisches.

Dabei hatten sie mir im Vorfeld schon genügend Verhaltensmaßregeln gegeben, wie ich mich zu benehmen hätte, um ein anständiges, junges Mädchen zu bleiben. Denn, so hatte es Mutti dargestellt, viele der lustigen, jungen Männer schienen es nur darauf abgesehen zu haben, die Ehre einer jungen Dame zu beschädigen! Dabei hatte ich kaum eine Ahnung, was man darunter verstand.

Irgendwas hatte Mutti mir mal von Bienen und Vögeln erzählt. Mehr wurden junge Mädchen damals nicht aufgeklärt.

Ich glaubte, es ginge einfach nur um ein gutes Benehmen. Ich musste in mich hineingrinsen, als Mutti kam und mich und meinen Tänzer aufforderte, mit an ihren Tisch zu kommen und dort in der Nähe zu bleiben.

Sie misstraute sogar den harmlosen »Karnevalsbüttchen«! Der Kölner Karneval! Davon hatte man schon viel gehört, aber auch meine Eltern hatten ihn noch nie erlebt! Es dauerte, bis sie sich daran gewöhnt und Freunde erworben hatten, mit denen sie Veranstaltungen richtig genossen. Mich nahmen sie nicht mehr mit. Sie fanden, ich sei doch noch zu jung dafür.

Wenn sie mich damals gefragt und ich ihnen ehrlich geantwortet hätte, dann hätten sie erfahren, dass ich wohl die Späße, die Ballette und Vorträge, also die Karnevalsitzungen, mochte, der Ball mir damals aber zu laut, viel zu verqualmt mit Zigarettenrauch war und ich mir aus den angebotenen Getränken absolut nichts machte.

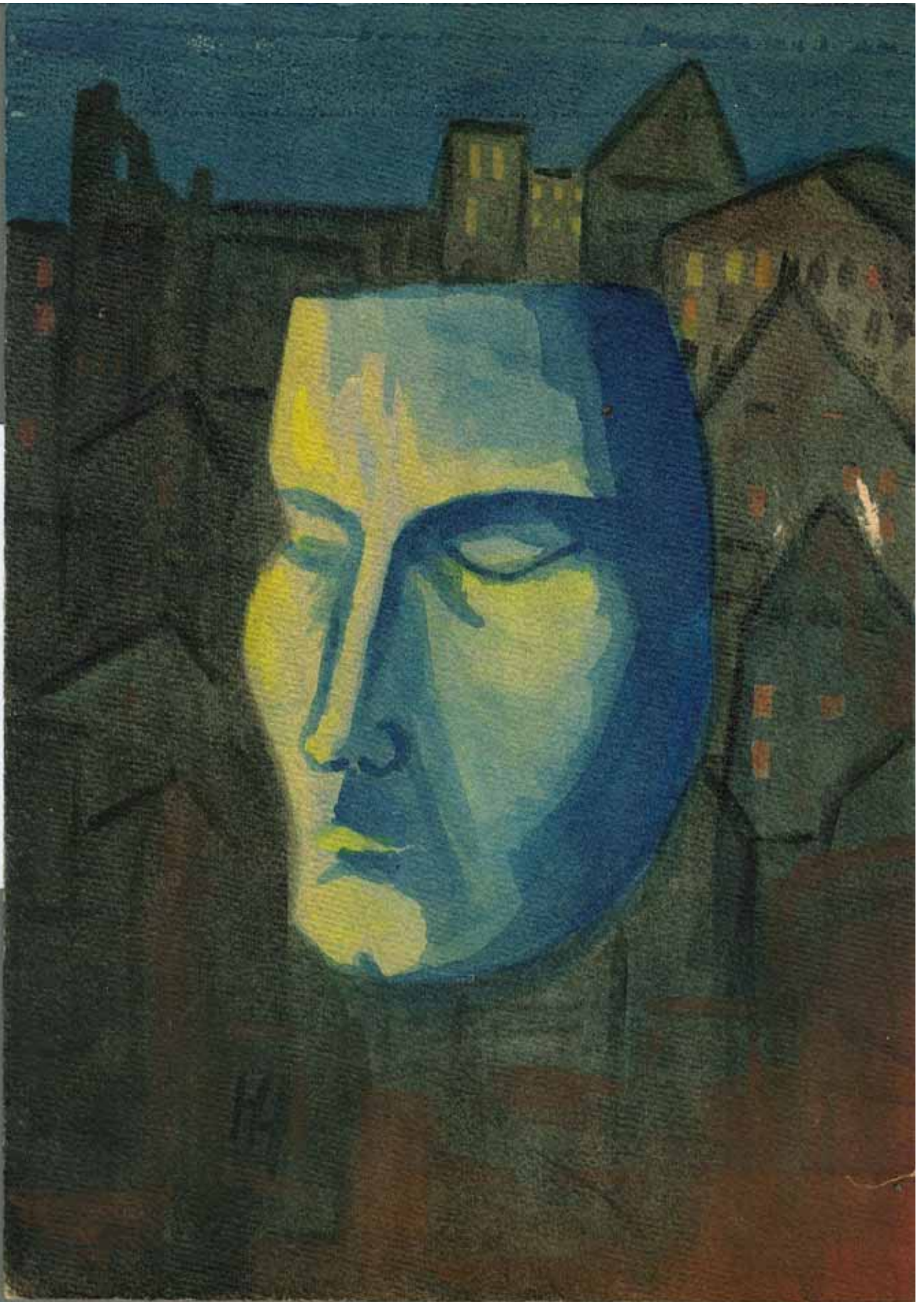
Ich hatte ja noch nie eine Tanzstunde für Gesellschaftstanz besucht, war also auf die Geduld meiner Kavaliers angewiesen, die mir die wichtigsten Schritte erst erklären mussten. Tanz hatte mich zwar immer interessiert, von Gesellschaftstanz aber hatte ich wenig Ahnung. Besonders fasziniert war ich von dem, was auf der Bühne oder bei den Umzügen auf der Straße getanzt wurde.

Später während meines beruflichen Lebens als Ballettpädagogin wurde ich oft um Einstudierungen für karnevalistische Veranstaltungen gebeten. Und so bewahre ich heute ein Kästchen mit bunten Orden auf, die ich später als Choreographin für viele Tanzeinlagen bei derartigen Festen bekommen hatte.

Privatunterricht

Natürlich blieb es damals nicht beim Vergnügen! Es gab Verpflichtungen, die sehr wichtig waren und in unserem Alltag dominierten. Das Wichtigste war natürlich die Schule! Und da hatte ich eine große Umstellung zu bewältigen.

1952, Bad Homburg v.d.H.



In der Französischen Zone hatten wir als erste Fremdsprache Französisch gelernt. Hier war an allen Schulen die erste Fremdsprache Englisch Pflichtfach. Das bedeutete für mich, dass meine Mitschüler schon seit mehr als drei Jahren Englisch-Unterricht gehabt hatten, als ich an meiner neuen Schule in Bonn angemeldet wurde. Das hieß für mich also, den Lehrstoff von über drei Jahren nachzulernen!

Meine neue Schule war die Clara-Schumann-Schule in Bonn. Von Wesseling aus brachte uns die Rheinuferbahn nun jeden Morgen dort hin. Und um die drei Jahre Englisch so schnell wie möglich nachlernen zu können, bekam ich in Bonn zusätzlich Privatunterricht. Meine Lehrerin wohnte auch in Bonn, in der Poppelsdorfer Allee. Ich war von Anfang an begeistert von ihr, denn Frau von Michels war zugleich Kunstmalerin.

Wenn ich meine erste gute Note in einer englischen Klassenarbeit geschrieben hätte, so bekam ich versprochen, dürfte ich bei ihr Malunterricht statt Englisch nehmen. Das spornte an! Nach einem halben Jahr intensiver Arbeit hatte ich das Pensum dank ihrer fachkundigen Hilfe geschafft! Ich schrieb meine erste gute Note. Wie versprochen, durfte ich von da an jeden Samstag bei Frau von Michels im Atelier verbringen!

Ich kam samstagsvormittags bei ihr an und blieb bis zum späten Nachmittag. Begeistert saß ich neben ihr vor einer Staffelei.

Zuerst lehrte sie mich perspektivisches Zeichnen und Malen. Dann kam die Farbenlehre dran. Danach erfuhr ich, dass jede Farbe, die man auf einem Bild wiedergibt, sich aus vielen verschiedenen Tönen zusammensetzt, auch wenn sie später im Gesamtbild als Dominanz eine Grundfarbe erkennen lässt. Schatten waren nicht schwarz, sondern setzten sich aus dunkelvioletten, blauen, manchmal auch braunen oder rötlichen Farbtönen zusammen, je nach dem Eindruck, den sie erzeugen sollten. Frau von Michels erklärte mir, wie sie das in ihren eigenen Bildern handhabte, die im Atelier zu sehen waren. Dabei konnte ich mir eine Menge anschauen.

Dann erklärte sie mir die Techniken mit verschiedenen Materialien. Wie anders war es, mit Pastellkreiden zu arbeiten als mit Stiften, Wasser- oder gar Ölfarben. Verwendete man zum Beispiel Pastellkreide, musste man von Anfang an verwischt auf den Hintergrund arbeiten. Der Vordergrund wurde zum Schluss

herausgearbeitet und erhielt dann erst seine feinen hellen, letzten Akzente. Und das erforderte natürlich, dass man Raumaufteilung, Linienführung und den dynamischen Punkt von vorne herein festgelegt hatte. Das war auch bei der Gestaltung mit anderen Techniken wichtig.

Während man bei Aquarellbildern von hellen in die dunkleren Farbtöne malte, verfuhr man bei der Ölmalerei umgekehrt. Da ging man vom dunkleren Hintergrund in hellere Farbtöne über, bis man zuletzt, wenn das Bild fast fertig war, die hellsten Punkte akzentuierender gelber oder weißer Lichtflecken darauf setzte.

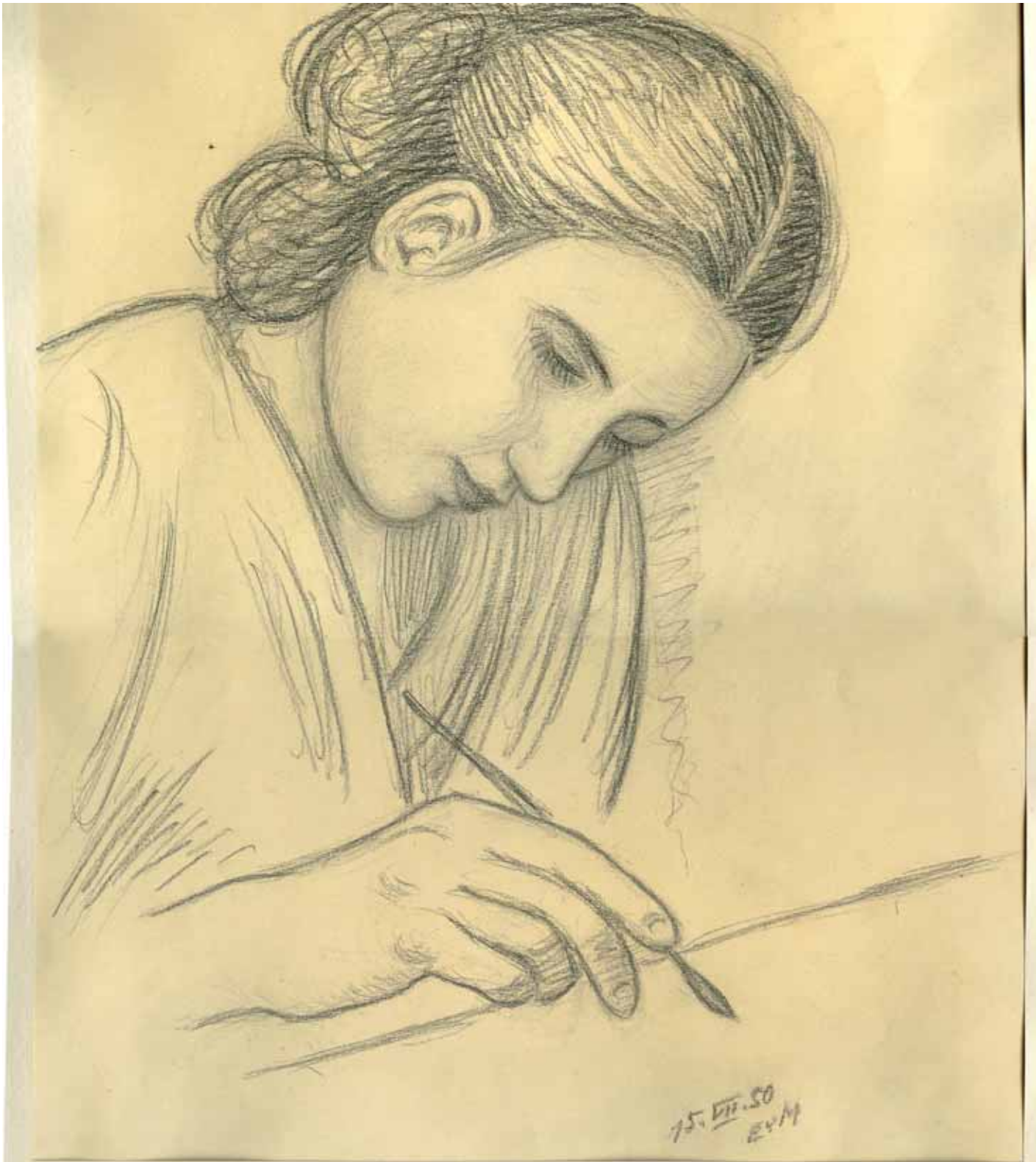
Mein erstes Ölbild war ein Still-Leben. Nach heutiger Sicht sicher kein großes Kunstwerk. Ich erinnere mich noch, mit welcher Geduld mir meine Lehrerin erklärte, wie man die Rundungen der Äpfel durch die Wiedergabe von Lichtspiegelungen herausarbeiten konnte, bis sie wirklich pausbäckig aussahen.

Ich war oft so vertieft in meine Arbeit, dass ich gar nicht wahrnahm, wie sie sich einmal einen großen Zeichenblock gegriffen hatte und begann, mich zu porträtieren. Sie schenkte mir die Zeichnung, als sie fertig war. Ich besitze sie noch heute und kann sie immer noch nicht ohne Rührung und eine unendliche Dankbarkeit ansehen.

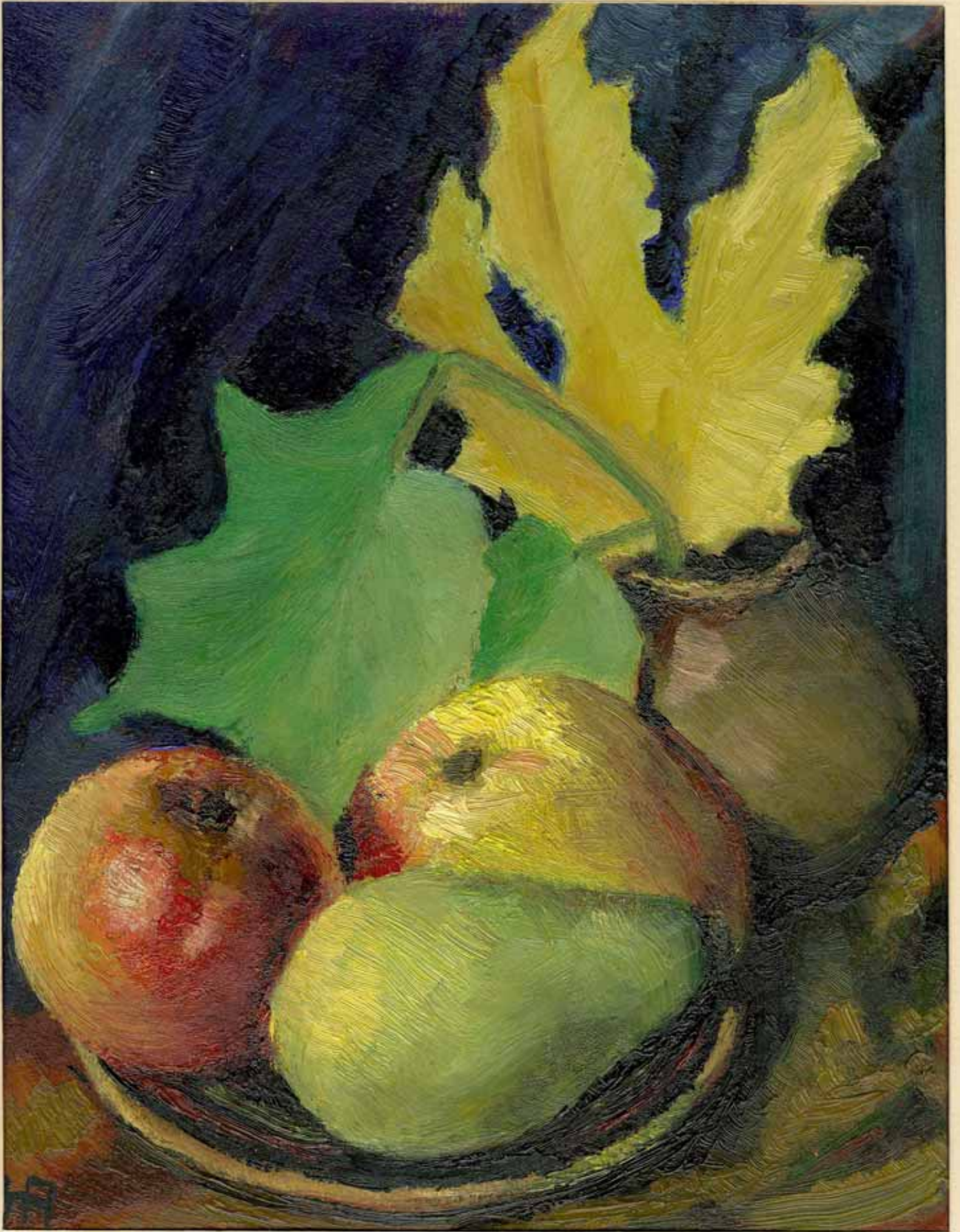
Da Mutti anscheinend nie wusste, wie lange ich bei ihr bleiben würde, hatte sie mir am Anfang des neuen Unterrichts nichts zu essen mitgegeben. Oder hatte sie es mit Frau von Michels so abgesprochen? Ich weiß es nicht. Plötzlich kam diese mit zwei Schüsselchen in der Hand in das Atelier, in denen angemachter Quark war, den wir vor unseren Staffeleien sitzend auslöffelten. Er schmeckte köstlich. Dazu gab es Zitronensaft oder einen Kräuter- oder Früchtetee. Diese Erfrischung gab es jeden Samstag, wenn ich bei ihr war. Dann ging es weiter mit der Malerei, bis es Zeit für mich zum Aufbruch wurde.

Meine »Werke« durfte ich, wenn sie trocken waren, mit nach Hause nehmen. Dort bewunderte sie die Familie gebührend.

Obwohl ich das Gefühl einer tiefen inneren Stille hatte, wenn ich bei ihr war, bemerkte ich nicht, wie geduldig sie war, wenn ich ihr oft recht ausführlich erzählte, was mich so bewegte. Es gab so viel Neues zu verkraften, so viel zu fragen und zu verstehen, dass ich erst später



1950, Bonn /Rhein
Portrait ihrer Schülerin
von Eleonore von Michels



1950, Bonn /Rhein
Das erste Ölgemälde
Heide Asculorf

begriff, dass ich bei ihr nicht nur Englisch und dann Malen gelernt hatte.

In der Schule wurde, vor allem im Sozialkundeunterricht, von den vergangenen Ereignissen im Dritten Reich und vom Krieg gesprochen. Jeder hatte schlimme Erinnerungen, jeder hatte etwas zu verarbeiten. Meine Klassenkameradin, wir nannten sie die *Fee*, die aus einem über Jahrhunderten reichen und mächtigen, adligen Geschlecht stammte, hatte diesen Absturz unserer Gesellschaft, der ihre Familie mitgerissen hatte, vielleicht noch mehr zu verkraften als wir. Darüber diskutierten wir.

Dazu kamen die Verbrechen der Nazis, über die wir auch in der Schule sprachen, und die uns die Frage nicht ersparten, ob ein Land, in dem dies hatte passieren können, je wieder eine kulturelle und geistige Zukunft haben könnte.

Denn wir waren es ja, die in wenigen Jahren diese Zukunft unseres Landes mitgestalten mussten!

Und da waren unter uns sowohl solche, deren Familien auf der Seite der Nationalsozialisten, als auch solche, von denen Verwandte, Bekannte oder auch Freunde auf der gegnerischen, der anderen Seite gestanden hatten.

Als wir einmal wunderschöne Tage im Landschulheim unserer Schule verbringen durften, hatten wir wiederum lebhaft darüber diskutiert, was uns bezüglich dieser Themen im Unterricht gesagt worden war. Ich saß an einem Abend mit Fee zusammen und maulte, dass uns diese Problembearbeitung überall immer und immer wieder präsentiert wurde. Ich war es so leid! Hatte ich nicht genug miterlebt? Fee meinte aber, nur dadurch, dass wir uns immer wieder damit auseinandersetzen würden, könne es Veränderungen geben. Man müsse sich viele Male wiederholt der Geschichte stellen. Ein gutes Wort und gut gemeint! Da hielt ich mir die Ohren zu und schrie: »Aber uns ging es zu allen Zeiten schlecht! Immer wenn wir meinten, jetzt müsste es besser werden, kam eine neue Gemeinheit!«

Elisabeth kam dazu: »Helga, schrei doch nicht so! Wir verstehen dich ja. Aber Wut macht gar nichts besser! Ich habe mir vorgenommen, dieser Welt meine Liebe zu geben und sie dadurch zu verändern. Ich will einmal Diakonisse werden. Das ist mein Weg! Auch du wirst deinen Weg finden müssen.«

Liebevoll streichelte sie meinen Arm. »Fee, du hast das gut gesagt. Aber manchmal hatten Menschen einfach mehr zu schlucken als sie ertragen konnten.«

»Das hatten wir auch. Aber es wird, dessen bin ich sicher, wieder besser werden. Wenn du bedenkst, wie reich meine Vorfahren mal waren und wie armselig wir im Augenblick leben!«

Von diesen Gesprächen erzählte ich Frau von Michels. Zu meinem Erstaunen sagte sie etwas, was mir Vati einmal in unserer allerschlimmsten Notzeit gesagt hatte: »Man muss immer versuchen, mehrere Seiten zu sehen. Erst dann bekommt man den richtigen Abstand zu den Dingen! Und nur dieser Abstand heilt seelische Wunden. Deine Mutter hat mir angedeutet, Kind, was ihr durchgemacht habt. Du wirst es mir jetzt noch nicht glauben, aber ich weiß heute schon, dass auch du in einer neuen Zukunft stärker und lebensfähiger sein kannst als du jetzt meinst. Deine Eltern haben euch heldenhaft durch diese Zeit gebracht; euch trotz allem eine gute Erziehung gegeben. Das zahlt sich aus. Muss sich auszahlen! Du musst ihnen sehr dankbar sein, Helga.«

Da schämte ich mich meines Wutanfalles bei dem Gespräch mit Fee.

Mit Elisabeth freundete ich mich besonders an. Sie lebte, was sie glaubte, schon als wir noch so jung waren. Und ich bewunderte sie dafür.

Das Erdbeben

Einmal, wir hatten Mathematik, gab es ein Erdbeben. Die Tische und Stühle rutschten mehr als einen Meter auf die Wand zu, an der das Lehrerpult stand. Das wurde gegen die Tafel geschoben, die dahinter stand und umzukippen drohte, dann glücklicherweise aber doch stehenblieb. Der Schrank an der anderen Wand wackelte so bedrohlich, dass unser Lehrer Dr. Schwartz aufsprang und sich dagegen stemmte. Wäre das schwere Möbelstück umgefallen, dann wäre es auf einen Platz gestürzt, wo einige meiner Klassen-



kameradinnen saßen. Nicht auszudenken, was das möglicherweise für Folgen gehabt hätte!

»Was ist das?«, schrie eine von uns entsetzt.

»Eine Atombombe? Mama!«, kam es von einer anderen Seite.

Es war die Zeit des »Kalten Krieges«. Die Angst vor einem atomaren Ost-Westkonflikt war in den Köpfen. Als das Schwanken des Fußbodens nach einigen Sekunden vorüber war und der Schrank wieder aufrecht stand, rannte Herr Dr. Schwartze auf den Flur. Da waren andere Lehrer und Schüler, die die Klassenzimmer verlassen hatten und sich nach der Ursache des Schreckens erkundigten.

Die Alarmklingel ertönte. Dr. Schwartze kam zurück und überwachte, dass wir in der vorgesehenen Ordnung das Klassenzimmer verließen. In ordentlicher Reihe gingen wir genau so, wie es in den Feuersübungen gelehrt worden war, hinunter in den Hof, wo sich alle Klassen mit ihren Lehrkräften versammelten.

Nur wenige Minuten später, nachdem wir uns aufgestellt hatten, kam der Direktor und verkündete, dass die Erschütterungen auf ein Erdbeben zurückzuführen seien. Es wäre nichts weiter zu befürchten. Es sei nirgends ein Schaden entstanden. Wir sollten wieder in unsere die Klassenzimmer gehen, um den Unterricht fortzusetzen.

Fortsetzen? Wir waren viel zu aufgereg! Darum schloss Dr. Schwartze das Mathebuch. Wir stellten Bänke und Tische wieder an ihren richtigen Platz. Dann begann er uns zu erklären, wodurch in unserer Gegend gelegentlich, Gott sei Dank selten, Erdbeben entstehen könnten, dass sie nie gefährlich seien, man aber seit Jahrhunderten immer wieder irgendwann einmal Erschütterungen erlebt habe. Er erklärte uns, wie Vulkanismus entsteht, und kam dabei auf die Eifel und den Laacher See zu sprechen.

Da konnte ich mich melden, von unseren Familienausflügen dorthin berichten und ganz »nebenbei« erwähnen, was Vati uns früher darüber gesagt hatte. Das machte Eindruck. Und als ich dann noch den Rheinischen Grabenbruch zu erklären begann, lachte er und sagte: »Da habt ihr ja eine richtige Expertin unter euch! Mensch, Helga, du weißt ja alles darüber!«

Da berichtete ich, dass ich zu Hause schon eine ganze Sammlung von Steinen hätte, weil mich das geheimnisvolle Leben der Erde schon immer fasziniert habe. »Da haben wir also eine Geologin unter uns«,

schmunzelte Dr. Schwartze. Schade, es klingelte kurz darauf zur großen Pause. Dr. Schwartze sagte danach öfter im Unterricht: »Dann wollen wir doch mal unsere Geologin fragen«, wenn er mich aufrief.

Er war ein prima Lehrer. Und ich hatte immer gute Noten bei ihm.

Das Erdbeben hatte allerdings doch Schäden angerichtet. Kamine, Möbel und Blechdächer von Schuppen und einigen Häusern in unserer Gegend waren beschädigt worden. Mutti war zu Hause gewesen. Sie hatte die antike, große Standuhr, die sie von ihrer Mutter bekommen hatte, festhalten müssen, damit sie nicht umfiel. Sonst war nichts passiert. Erschrocken waren wir alle. So hatte unsere Welt gebebt, als die Bomben gefallen waren. Die Erinnerung daran war zwar verdrängt, aber längst nicht vergessen. Und als jemand in der Klasse »Atombombe« gerufen hatte, war mir im Augenblick eiskalt gewesen.

»Gott hat zu uns gesprochen«, sagte Elisabeth später zu mir. Er zeigt uns, dass er es immer noch ist, der unsere Welt beherrscht. Auch wenn wir Menschen glauben, dass wir ohne ihn existieren könnten! Sicher zu sein, dass Er es ist, der über uns herrscht, macht mich glücklich, vertrauensvoll. Auch wenn ich beim Erdbeben genauso erschrocken war wie ihr alle! Zu wissen, dass er über uns wacht, nimmt mir die Angst vor der Zukunft, die heute so viele Menschen haben. Ich weiß, dass seine Liebe uns schützt!«

Früchte einer Freundschaft

»Du musst mitkommen«, sagte Elisabeth. »So etwas Phantastisches hast du noch nie gehört! Toll, was die uns da ermöglichen! Zieh dir ein schönes Kleid an!«

So kam ich dazu, die Pianistin Elly Ney in einem ihrer Konzerte speziell für junge Leute zu erleben. Jetzt erst bedauerte ich es, dass unsere eingeschränkten Wohnverhältnisse es nicht zuließen, dass wieder ein Klavier aufgestellt wurde. Wie gerne hätte ich Unterricht gehabt!

Und doch! Das hier war etwas ganz anderes als mein hilfloses Geklimper bei Rosa Bernhardt. Hier war eine Vollkommenheit in der Musik, von der man gemeinhin nur träumen kann.

Und das war auch ganz anders, als wenn man es auf Schallplatten oder im Radio erlebte. Darüberhinaus war die berühmte Künstlerin besonders freundlich zu uns, zog uns in den Pausen in Gespräche, beantwortete unsere Fragen, erzählte uns von Beethoven, der seine Kindheit in Bonn verbracht hatte, und von anderen berühmten Komponisten.

Sie strahlte dabei eine Wärme und Herzlichkeit aus, als seien nicht wir die Beschenkten sondern sie. Und diese Konzerte fanden regelmäßig statt. Unbeschreiblich, wie wir sie genossen!

Anschließend waren wir stets von Elisabeths Mutter eingeladen. Da saßen wir in der Küche, berichteten über unser wunderbares Erlebnis, bevor ich wieder den Weg zur Rheinuferbahn einschlagen musste, um nach Hause zu fahren.

An Bonn denke ich sehr gerne zurück! So viel Schönes und Gutes! Es war, so empfand ich es, als sollten wir für die schreckliche Notzeit, die wir davor erlebt hatten, reichlich entschädigt werden. Dabei waren wir, objektiv gesehen, damals alles andere als reich. Wir empfanden es nur so! Und von einem bestimmten geistig-seelischen Standpunkt aus gesehen waren wir es ja auch!

Der Besuch in Eisenberg

Ich schwamm in einer Wolke des Glückes. Und ich bin sicher, den anderen Familienmitgliedern ging es genauso. Bald hatten auch meine Eltern wieder einen Freundes- und Bekanntenkreis, an dem wir reichlich Anteil haben durften.

Eines Tages hatten wir die Nachricht bekommen, dass die Baronin krank sei. Ich machte wahrscheinlich ein sehr trauriges Gesicht, denn Mutti sagte: »Hast du Heimweh nach ihr?«

»Ja! Nicht so nach Eisenberg, aber nach ihr, ja, ich hätte gerne mal wieder mit ihr geplaudert«, gestand ich ein.

»Dann darfst du sie besuchen«, sagte meine Mutter, »wenn sie krank ist, freut sie sich bestimmt über einen Besuch!« Und so kam es, dass ich nach Eisenberg fahren durfte. Einer von Vatis Kollegen, der in der Nähe zu tun hatte, nahm mich in seinem Auto mit.

Die Baronin war wirklich sehr krank. Das hatte man mir schon gesagt, bevor ich zu ihr ins Zimmer treten durfte. Ich sollte sie nicht aufregen. Aber sie hätte sich, seit sie von meiner Absicht, sie zu besuchen, erfahren habe, schon seit Tagen darauf gefreut.

Ich versuchte, ihr Zimmer leise zu betreten und sagte: »Frau Baronin, da bin ich, die Helga!«

Sie lag in einem Bett mit vielen weißen Kissen, deren Rüschen und Handarbeitsstickereien im Dämmerlicht der halb geschlossenen Fensterläden leuchteten. Erst als sie etwas den Kopf hob, war ihr Gesicht, umrahmt von offenen weißen Haaren, zu erkennen.

Sie sah dünn und blass aus. Ja, sie war sehr krank, das sah man sofort. Aber, energisch wie immer, deutete sie mit der Hand auf einen Stuhl und sagte: »Da, hol den her und setz dich neben mein Bett hin, damit ich dich besser sehen kann!«

So schob ich einen gepolsterten Stuhl mit einer geschnitzten Lehne heran, wie sie es gewünscht hatte.

»Menschenskind, bist du erwachsen geworden!«, sagte sie, nachdem sie mich einen Moment gemustert hatte. »Hier ist alles beim Alten«, fügte sie dann hinzu. »Erzähl du, wie geht es euch, deinen Eltern und den Geschwistern? Gut, hoffe ich! Endlich gut!«

Da begann ich zu erzählen und je mehr sie fragte, umso mehr fiel mir ein. Alles schien sie zu interessieren, sogar die Geschichten von dem Raben und unserem Hund. Sie lachte herzlich, als ich von »Jacki humdehn« berichtete. Und dann meine Malstunden bei Eleonore von Michels, meine neue Schule, meine neuen Freundinnen Elisabeth und auch die Fee, ihre Familie schien sie zu kennen, interessierten sie. Unsere Erlebnisse im Landschulheim und vom Kölner Dom waren ihr wichtig, die Ausflüge, die Vati mit uns machte, einfach alles wollte sie wissen. Und ich redete und redete! Zuviel für eine Kranke? Sie schien es zu genießen. Einmal, als ich eine Pause machte, sagte sie: »Weißt du, ich bin richtig glücklich, dass du nun so ein lebhaftes, junges Ding geworden bist und dich in deiner neuen Umgebung so gut eingelebt hast. So selbstbewusst und an vielen Dingen interessiert habe ich dich mir immer gewünscht. Und dass du trotzdem noch an mich gedacht und mich besucht hast, einfach wunderbar!«

Dabei ergriff sie meine beiden Hände und hielt sie ganz fest, bis eine Frau hereinkam und ihr Tee und mir Kaffee und ein Stückchen

Kuchen auf einem Tablett brachte. Sie zog ein Tischchen aus der Ecke des Zimmers, auf das sie die Sachen stellte. Da musste ich der Baronin helfen, die Kissen höher zu stapeln und den Kopf darauf zu legen, damit sie den Tee aus ihrer Tasse besser erreichen konnte. Ich war froh, mich nützlich machen zu können.

Es war am späten Nachmittag, als ich von Vatis Kollegen abgeholt wurde. Die Zeit war wie im Flug vergangen. Jetzt erst bemerkte ich erschrocken, wie müde die Frau Baronin aussah. Hatte ich sie überanstrengt? Aber auf jeder ihrer Wangen hatte sie einen kleinen, roten Flecken. Fieber? Nein, doch hoffentlich eher ein Zeichen für die wiederkehrende Gesundheit! Ich wünschte so sehr, dass sie bald wieder gesund wäre! Ich verabschiedete mich auf ihre Bitte hin mit dem Versprechen, dass ich sie bald wieder besuchen würde.

Dazu kam es leider nicht mehr. Es war schlimm, als ich einige Tage später erfuhr, dass sie gestorben war. Es war mir, als wäre ich ihr etwas schuldig geblieben, weil ich sie nicht noch einmal hatte besuchen können.

Es war gut, dass ich gerade in dieser Zeit so mit Aufgaben und Pflichten erfüllt war, dass ich nur selten meiner Trauer nachgeben konnte. Im Unterbewussten war es mir so, als sei sie noch da, nur eben weit weg.

Erst viele Jahre später, als ich verheiratet war, kam ich mit meinem ersten Mann wieder nach Eisenberg, ging unten an der Parkmauer entlang und erzählte ihm von den Jahren, die wir dort gelebt hatten.

Er verstand gut, was die Jahre während des Krieges und der Zeit danach für uns bedeutet hatten. Auch seine Familie war von Schicksalsschlägen nicht verschont geblieben.

Abgesehen davon, dass sein ältester Bruder als Soldat, nur 19 Jahre alt, gefallen war, ein Verlust, den vor allem meine Schwiegermutter nie verkraftet hatte, mussten sie unter schlimmsten Umständen vom Familiengut in Mecklenburg fliehen. Mein Mann und sein Zwillingsbruder waren damals gerade erst 14 Jahre alt.

Fast Kinder noch, waren sie zum Schützengräbenschaufeln gezwungen worden und hatten nur deshalb wieder zurück nach Hause gedurft, weil sie krank geworden waren. So erlebten sie mit ihrer Mutter die Flucht, während mein Schwiegervater an der Ostfront kämpfen musste.

Als sie längst im Westen mit meinem Schwiegervater in Frankfurt in geordneten Verhältnissen lebten, mein Mann und sein Bruder verheiratet waren und wir und er gesunde Kinder hatten, fiel meine arme Schwiegermutter immer wieder in Depressionen zurück, die sie seit der Flucht aus Mecklenburg hatte.

Dabei war sie andererseits sehr glücklich darüber, dass mein Schwiegervater eine gute Stellung in einer Bank bekleidete, sie von ihren beiden Söhnen gesunde Enkel hatte und sich mit ihren Schwiegertöchtern gut verstand.

Der Umzug nach Frankfurt

Zurück zu meiner »Backfischzeit«! Wir hatten uns in Wesseling nach dem Umzug gut eingelebt, aber dennoch regte es uns sehr auf, als uns Vati mitteilte, dass er ein Angebot von der Firma Degussa in Frankfurt am Main bekommen hatte, dem er zugesagt hätte.

Wieder etwas Unbekanntes vor uns!

Also wurde noch einmal ein Umzug vorbereitet. Diesmal war er viel aufwendiger als beim letzten Umzug, denn jetzt brauchten wir einen Möbelwagen, der unseren Hausrat zur neuen Wohnung transportierte.

In Frankfurt, das wussten wir bereits, bekamen wir eine »Zwischenbleibe«, denn in Bad Homburg wurden für leitende Angestellte Einfamilienhäuser gebaut, die noch nicht fertig waren.

Wir kamen in die Myliusstraße, in das Haus, in dem einmal Clara Schumann gewohnt hatte. Es war ein wunderbares, altes Gebäude, mit einem großen, holzgetäfelten Wohnraum, der in einen ebenso kostbar dekorierten Essraum führte. Die Decke des Wohnzimmers war ebenfalls getäfelt. Die der anderen Zimmer waren mit Stuck verziert. Fast fühlte man sich im geräumigen Wohnzimmer ein bisschen zurück in den Salon des Eisenberger Parkhauses versetzt. Ich träumte und versuchte mir vorzustellen, wo wohl einmal der Flügel von Clara Schumann gestanden haben könnte und wie ihre wunderbare Musik nicht nur den Raum, sondern das ganze Haus erfüllt hatte.

Musik hörten wir viel, denn die Eltern hatten einen Plattenspieler aufgestellt. Vor allem Mutti ließ ihn gerne laufen, und ich hörte die berühmtesten Orchester und Solisten. Vor allem Schallplatten von Richard Tauber hörte sie sich immer wieder an. Dazu kam, dass unsere Nachbarn ebenso musikbegeistert waren wie sie, und sie sich gegenseitig Platten ausliehen.

Diese Nachbarn hatten einen Sohn, der als Tenor in Zürich an der Oper engagiert war. Auch seine Stimme hörte ich oft aus dem Grammophon. Seine Eltern waren mit Recht sehr stolz auf ihn.

Tell und Jacki waren mitgekommen. Da war es gut, dass hinter dem Haus ein parkähnlicher Garten war, in den wir von der Terrasse aus Einblick hatten.

Im Sommer, wenn das Wetter schön war, genossen wir ihn ebenso wie unsere Tiere. Auf dem Rasen konnten die jüngeren Geschwister spielen und unter den hohen Bäumen, die ihn umstanden, konnte man sich, wenn es zu heiß wurde, auf einem Liegestuhl herumlümmeln und lesen oder aus den neuen Schulbüchern lernen.

Das sei nichts für mich, sagte meine Mutter eines Tages streng. In meinem Alter müsse man sich mehr bewegen. Sicher hatte sie Recht. Aber ich war müde, wenn wir aus der Schule nach Hause kamen. Um nicht noch einmal umschulen zu müssen, besuchten wir gleich schon von Frankfurt aus das Gymnasium in Bad Homburg.

Der Schulwechsel war sowieso wieder ein Schock für mich, als ich feststellte, dass ich diesmal das Pensum von fünf Jahren Latein und eineinhalb Jahren Mathematik nachholen musste.

Mit dem Mathelehrer kam ich nicht zurecht. Er hatte einfach kein Verständnis dafür, dass ich das ganze Pensum nicht in ein paar Tagen schaffen konnte. Zynisch grinste er, wenn er mich aufrief: »Jetzt wollen wir mal sehen, was Miss Helga wieder nicht weiß!« Dazu kam Latein! Wieder Privatstunden zusätzlich zum normalen Pensum!

Da ich jetzt in der Oberstufe war und man sich eigentlich langsam auf das Abitur vorbereiteten musste, war ich sehr verzweifelt und entmutigt.

Gut, dass es auch Lehrer gab, die sich mühten, mein Selbstbewusstsein immer wieder aufzubauen. Frau Stephan hatte in ihrer Privatwohnung einen Kreis für besonders an Literatur interessierte Schüler gegründet, zu dem ich sehr bald gehören durfte. Ihr Sohn, ein

Journalist, war regelmäßig dabei. Jeder hielt ein Referat, wenn er ein Thema gefunden hatte, für das man sich interessierte. Dann schrieb er in unserer Heimatzeitung sogar einen Artikel darüber. Auch mir widerfuhr einige Male diese Ehre.

Dazu kam ein ausgezeichneter Unterricht, nicht nur in Zeichnen und Malen, sondern auch in Kunstgeschichte, wofür ich mich von da an leidenschaftlich interessierte. Auch andere Fächer, vor allem Chemie und Physik, machten Spaß. Und das glich das »mathematische und lateinische Leiden« schon fast wieder aus. Aber ich musste hart arbeiten, um den Anschluss an den Klassenstand zu erreichen.

Auch der Musikunterricht war ein großer Trost. Unser Lehrer, Studienrat Caspritz, nahm mich gleich in den Schulchor auf.

Später, als wir endlich in Bad Homburg wohnten, sorgte er dafür, dass ich in den Chor der Erlöserkirche konnte, der von einem angesehenen Dirigenten geleitet wurde. Das war der Anfang, denn danach kam, als ich studierte, der Studentenchor, dann die Frankfurter Singakademie, in der ich zusammen mit meinem musikbegeisterten Mann fast zwanzig Jahre lang Mitglied war.

Herr Caspritz komponierte mir später, als ich für die Schüler einer Ballettschule eine Aufführung vorbereitete, eine wunderbare Musik.

Die Verbindung

Weil Mutti damals wusste, wie viel ich büffeln musste, hatte mich ihre Bemerkung über »meinen Bewegungsmangel« erstaunt.

Eines Tages eröffnete man mir, dass ich in den nahe gelegenen Palmengarten gehen könne (den wir schon vorher oft und gerne besucht hatten), wo Vatis an der Universität studierende Bundesbrüder Tennis spielten. Da sollte ich hin. Mir gefielen die gut erzogenen, jungen Studenten, denen ich dort begegnete.

Aber das Tennisspielen, ehrlich gesagt, machte mir nicht so viel Spaß. Mir fehlte das sichere Ballgefühl und richtigen Kampfgeist brachte ich auch selten auf.

Viel besser fand ich die Treffen im »Verbindungsheim«, die sonntäglichen Ausflüge und die Bälle, zu denen ich nun eingeladen wurde.

Auch wenn ich immer noch keine Tanzstunde besucht hatte, weil das zu teuer für meine Eltern gewesen wäre, lernte ich jetzt schnell Walzer, Foxtrott und andere Gesellschaftstänze. Tanz war nun einmal eine meiner Leidenschaften.

Außerdem, die Bundesbrüder waren sehr geduldige Lehrer! Gerne schloss ich mich ihnen bei jeder Gelegenheit an. Die Eltern sahen beruhigt zu, wussten sie doch, dass ich jetzt nicht nur im passenden Alter war, sondern dass diese jungen Männer aus gutem Hause waren und sich zudem in der Verbindung zu guten Umgangsformen verpflichtet hatten.

So fand ich es selbstverständlich, dass ich mithalf, ihren neuen Verbindungsraum für ihre Treffen herzurichten.

Dort traf ich einen Studenten, dessen Biername »Soft« war. Der Name passte gut zu ihm. Seine großen, blauen Augen waren mir schon aufgefallen, mit denen er mich angestrahlt hatte, als ich ihn zum ersten Mal auf dem Tennisplatz im Palmengarten getroffen hatte. Aber er war zu zurückhaltend, um mich direkt anzusprechen. Er blieb nur ständig in meiner Nähe. Das fiel mir auf.

Als mir die Tasche heruntergefallen war, war er da und half mir, das Zeug, das herausgefallen war, aufzuheben. Und als ich mich dafür bedankte, hatte ich den Eindruck, dass mitten am hellen Tag seine Augen wie von einem Mondschein umleuchtet wurden.

Eigentlich war ich nicht erstaunt, als er bald darauf bei meinen Eltern auftauchte, um sie um die Erlaubnis zu bitten, mich als seine Tischdame zum nächsten Ball zu führen. Er machte einen guten Eindruck auf meine Eltern, und ich erhielt sofort die Erlaubnis mit meinem neuen Verehrer das Fest zu besuchen. »Soft«, den Biernamen hatten die Verbindungsbrüder gut für ihn ausgesucht, das bemerkten auch sie. Er war so sanft und freundlich! Nur den Mondschein um seine Augen, den bemerkten sie anscheinend nicht.

In den nächsten Tagen nach seinem Besuch hatte ich keine Zeit zum Tennisspielen, sah ihn also eine ganze Weile nicht.

Waldorf Astoria

Die Häuser in Bad Homburg waren fertig geworden und der Umzug musste vorbereitet werden. Das war unendlich viel Arbeit. Wir mussten natürlich helfen.

Mutti sah sich zusätzlich nach einer Hilfe um. Sie hatte Erfolg. Das Arbeitsamt schickte ihr eine Frau, die erst kurz vorher aus der DDR gekommen war.

Die benahm sich so vornehm, dass wir uns heimlich darüber lustig machten. Am Umzugstag kam sie in Stöckelschuhen, Hut und Handschuhen, die sie auch nicht ablegte, als die Möbel in den Möbelwagen eingeladen wurden. Wir alle hatten widerstandsfähige Arbeitskleidung angezogen, Mutti noch eine Schürze darüber. Nur unsere »professionelle Hilfe« legte ihre vornehme Hülle nicht ab. »Sie sieht aus, als wolle sie ins Waldorf-Astoria gehen, nicht, als wolle sie bei einem Umzug helfen«, flüsterte meine Schwester.

Mutti hatte es gehört und biss sich heftig auf die Lippen, um nicht laut herauszuplatzen. Natürlich hatten wir das bemerkt, fanden uns alle draußen vor der Flurtüre wieder, um unbeobachtet lachen und lästern zu können. Die Dame blieb einige Wochen bei uns als Haushaltshilfe. Den Utznamen »Waldorf Astoria« behielt sie. Nie nannten wir sie anders, wenn wir hinter ihrem Rücken über sie sprachen und unsere Witze machten. Eigentlich mochten wir sie nicht. Alles an ihr war künstlich vornehm. Ihre Arbeit war auch, wie Mutti sich ausdrückte, nicht »sehr effektiv«. Irgendwie fehlte ihr der Sinn für das Praktische, den man in so einem großen Haushalt unbedingt haben musste. Niemand von uns war wirklich traurig, als sie kurz darauf kündigte, weil sie ihre Stieftochter gefunden hatte, und zu ihr ins Rheinland ziehen wollte. Aber Mutti brauchte eine Hilfe, denn wir Töchter, auch wenn wir Pflichten im Haushalt zugeteilt bekamen, waren zu sehr mit unseren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, besonders mit unseren schulischen Verpflichtungen.

Mutti bekam erst etwas Ruhe, wenn sie sich abends vor den neuen Fernseher setzen konnte. Jacki kuschelte sich dann an ihre Brust, steckte den Kopf hinter seinen Flügel, und schlief ein, wie ein Kind,

das seine Zärtlichkeit braucht, bis sie sich erhob, um ins Bett zu gehen. Zuvor brachte sie ihn in seinen Käfig.

Eine kleine Trauer

Als das neue Haus fertig eingerichtet war und die Dinge langsam wieder ihren gewohnten Gang gingen, beschlossen die Eltern, einen Besuch in Eisenberg zu machen. Allzu lange hatten sie die Freunde, die wir dort zurückgelassen hatten, nicht mehr gesehen. Wir waren inzwischen erwachsen genug, dass wir uns für ein paar Tage selbst versorgen konnten. Auch Jacki versuchte ich zu versorgen. Tell blieb ganz lustig während ihrer Abwesenheit, aber Jacki ließ die Flügel hängen und trauerte. Auf meinen oder Elses Schoß wollte er abends nicht kommen. Er wollte überhaupt nicht aus seinem Käfig heraus! Wir wussten nicht, was wir machen sollten. »Geben wir ihm das falsche Fressen?«, fragte ich meine Schwester.

»Nein, ich glaube, er hat einfach Heimweh nach Mutti! Gut, dass die Eltern nur ein paar Tage bleiben! Du wirst sehen, wie schnell er sich erholt, wenn sie wieder da sind.«

Ich glaubte ihr, weil ich ihr gerne glauben wollte, und sagte Mutti, als sie anrief, dass alles in Ordnung sei bei uns. Warum sollte sie sich auch Sorgen machen? Wir waren alt genug, um mal einspringen zu können, oder?

Als Mutti zurückkam, sprang Tell ihr, noch bevor sie aus dem Auto gestiegen war, schwanzwedelnd mit freudigem Gejaule entgegen. Er wurde gestreichelt und liebkost, schon bevor die Eltern in der Wohnung waren. Dann ging Mutti an den Käfig zu Jacki. Der hüpfte ihr mit einem kleinen, müden Satz entgegen, sagte »Krah«, als sie den Käfig öffnete und seinen Kopf streichelte. Dann fiel er tot von der Stange. Was geschehen war, wusste keiner. War die Wiedersehensfreude zu viel für sein Vogelherz gewesen?

Traurig begruben wir ihn am nächsten Tag im Garten

Der Antrag

Ich war lange nicht im Palmengarten gewesen. Aber Soft hatte gebettelt, er wolle mich doch mal wieder dort treffen. Also fuhr ich nach Frankfurt. Es war ein heißer und schwüler Tag. Die Hitze drückte sehr und aus unserem Tennisspiel wurde nichts Großartiges. Ich war sowieso schon immer eine miserable Spielerin gewesen. Heute war ich besonders schlimm, traf einfach keinen Ball, rannte immer in die falsche Ecke, hielt den Schläger nicht richtig, wie mir Soft geduldig erklärte.

Wir gingen recht bald vom Platz, setzten uns unter die Bäume in den Schatten und schlürften die Limonade, die mein aufmerksamer Verehrer vorsorglich mitgebracht hatte. Dabei begann er von einer Diskussion zu berichten, die an der Universität geführt worden war. Und wieder war es eine Auseinandersetzung mit der jüngsten Geschichte unseres Landes gewesen! Soft sah traurig aus. »Glaubst du«, fragte er, »dass die wirklich Schuldigen zur Rechenschaft gezogen wurden? Ich fürchte, dass nicht die Hälfte von ihnen bei den Nürnberger Prozessen vor Gericht gestanden hat. Und die Spruchkammern! Haben sich da nicht viele weißwaschen lassen? Ich kenne Leute, von denen mir meine Eltern sagten, sie seien ganz schlimm gewesen im Dritten Reich, die heute wieder auf hohen Posten sitzen. Auch meine Eltern waren übrigens Nazis, kleine Nazis zwar, aber immerhin haben sie denen geglaubt! Und das zu wissen, macht mich ganz krank. Wie lange wird es dauern, bis wir Deutschen wieder so etwas wie Selbstbewusstsein und Stolz haben dürfen wie alle anderen Völker?«

»Ich weiß, wie dir zumute ist«, antwortete ich, »meine Familien hat genug von Nazideutschland und von der Besatzungsmacht erlebt. Ich kann dir in der Kürze nicht alles erzählen, aber ich denke, dass es Gott sei Dank immer auch Leute gegeben hat, auf die man sehr stolz sein darf.«

»So? Kennst du welche? Ich nicht!«

»Doch, du kennst die vom 20. Juli!«

»Ach, das waren doch nur Einzelne! Die Masse ist dem Verbrecher aus Braunau am Inn doch auf dem Leim gegangen!«

»Nein«, sagte ich, energisch mit der Faust in die andere Hand schlagend, »da waren mehr! Ich könnte dir, wenn es nicht eine zu lange Geschichte wäre, viele nennen. Sie mussten sich oft nur nach außen hin als Nazis gebärden, um heimlich Dinge tun zu können, durch die sie selbst in Lebensgefahr geschwehrt hätten, wären diese ans Licht gekommen. Von einem Bekannten meines Vaters aus einer anderen Stadt weiß ich das genau. Vielleicht war es auch bei deinen Eltern so. Wahrscheinlich sogar, denn sie haben dich doch nicht zu einem Nazi erzogen. Aber wie gesagt, das kann ich dir in der Kürze nicht jetzt und hier erzählen. Ich weiß auch nicht, ob es den Leuten, die es betrifft, recht wäre. Aber, frag mal meinen Vater! Er wird dir sagen, dass es immer eine andere Seite gibt. Und dass man jede Seite bewerten muss. Es gab genügend versteckte, echte Helden, glaube mir!«

»Ach, hättest du nur Recht! Ach, wäre es so! Ich soll deinen Vater fragen? Und du meinst, er erzählt mir das?«

»Er wird dir zumindest bestätigen, was ich dir eben sagte.«

»Und du bist sicher, dass ich zu deprimiert bin? Das war doch alles so furchtbar, was man nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches erfahren hat!«

Er wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirne und stöhnte. Es war offensichtlich nicht nur die Hitze, die ihm zu schaffen machte. Als er das Tuch weggesteckt hatte, ergriff ich seine Hand: »Sei nicht traurig! Wirklich, glaube mir! Ich könnte es dir beweisen. Ich würde es dir gerne beweisen. Auch unter den absurdesten Umständen gibt es Menschen, die man verehren und bewundern muss. Es gibt immer eine andere Seite!«

Da zog er mich an sich: »Dich liebe und bewundere ich! Dich! Du bist das beste, das schönste Mädchen, das ich je getroffen habe!« Dann küsste er mich. »Willst du mich heiraten?«

»Heiraten? Warte! Ich bin doch erst 18 Jahre alt! Ich muss noch mein Abi machen und studieren«, sagte ich verwirrt.

»Ich weiß, ich werde warten«, sagte er.

Er wurde später nicht mein Ehemann. Meine Zukunftspläne waren zu zeitaufwendig. Sie nahmen Jahre in Anspruch. Und inzwischen begegnete er einem anderen Mädchen, in das er sich verliebte. Aber er blieb immer einer meiner besten Freunde. Sein Kuss und der

Heiratsantrag unter den Bäumen am Tennisplatz hatten mir klar gemacht, dass ich nun endgültig erwachsen war.

Das Gespräch zwischen ihm und meinem Vater kam einige Wochen danach zustande. Eine halbe Nacht lang saßen die beiden Männer, das Schachbrett zwischen sich, bei uns zu Hause zusammen. Als ich Soft am nächsten Tag traf, strahlte er mich an: »Du hattest Recht. So wie dein Vater muss man die Welt sehen! Es gibt tatsächlich von jeder schlimmen Sache immer auch eine andere Seite!«

Nachwort

Im Krieg ist die Wahrheit das erste Opfer

Aischylos
(525-456)

Es ist schön, ein Buch über die deutsche Kriegsgeschichte zu lesen, welches nicht ausschließlich die dunklen Seiten des Krieges beleuchtet und beschreibt, sondern ebenso versucht aufzuzeigen, dass dies ein Krieg des Regimes und nicht eines gesamten Volkes war, dass es genug Menschen gab und auch heute noch gibt, die sich nicht mit dem Regime identifizieren konnten und ihm entgegen handelten, auch im Wissen der Konsequenzen.

Den Lesern dieser Geschichte wird vor Augen geführt, dass man sowohl über diese als auch über jede andere Nation keine pauschalierte Bewertung treffen darf aufgrund des Wahnsinns und dem überzeugten Handeln eines Führers mitsamt seinem Regime und einer untergeordneten Armee, deren Soldaten sich aus Angst vor Repressalien in Gehorsam üben müssen und nur in den wenigsten Fällen aus Überzeugung handeln. Ich hoffe, dass das Buch dazu beiträgt, die immer noch andauernden Vorurteile gegen Deutsche abzubauen.

Leider muss man oftmals feststellen, dass diese Vorurteile, welche in der ohne Zweifel schrecklichen Zeitgeschichte während des Zweiten Weltkrieges entstanden sind, nach wie vor an dieser Nation haften und immer wieder aufs Neue aufflackern, selbst nach mittlerweile 60 Jahren Kriegsende.

Man kann nicht den Vorwurf aufrecht erhalten, dass sich diese Nation der Geschichte nicht bewusst wäre, geschweige denn sie ignoriere oder nichts zur Wiedergutmachung, soweit möglich, getan hätte, sei es durch Gedenken an die Opfer, Entschuldigungen an Familien von Hinterbliebenen, Eingeständnisse gegenüber der Welt, Scham und Reue vor den begangenen Taten, Zahlungen und andere Leistungen an Geschädigte, Warnung und Aufklärung der Folgegenerationen, Mahnmale und Gedenkstätten oder durch sonstige Gesten (wie z. B. der berühmte Kniefall von Warschau durch den damaligen Kanzler Willy Brandt).

Was im Dritten Reich geschah, ist in keiner Weise zu entschuldigen, zu verharmlosen oder nur ansatzweise zu vergessen. Es ist ein Teil unserer Geschichte, der uns lehren sollte, zu welchen Untaten Respektlosigkeit, Übermut und Größenwahn führen können.

Doch ist es ebenso falsch anhand eines 12jährigen Zeitraumes ein Volk, dessen Wurzeln rund 2000 Jahre zurückreichen, zu beurteilen bzw. zu verurteilen, gerade in Zeiten, wo Respekt und Toleranz so stark gepredigt werden wie niemals zuvor.

Warum besteht diese Voreingenommenheit gegenüber unserem Volk? Ist es die Unwissenheit der anderen über unsere sehr lange, große Geschichte? Über unsere Nachkriegsgeschichte?

Wünscht man sich vielleicht, dass sich die Deutsche Nation über weitere unzählige Generationen hin in Scham und Reue zeigt?

Will man sich mit peinlichen eigenen Wahrheiten nicht auseinandersetzen?

Oder will man von seinen eigenen Problemen einfach nur ablenken (Guantanamo lässt grüßen!)?

Es ist erklärbar, dass Opfer des Naziregimes und des II. Weltkrieges ein schlechtes Bild von dem Land haben, das sie verachtet, erniedrigt, gequält und gefoltert hat.

Doch was ist mit den jetzigen Generationen? Mit welchem Recht müssen diese das Vorurteil ertragen?

In Zeiten, wo das Gesetz des Stärkeren wieder deutlich an Bedeutung zunimmt, ist es einfach, auf den Schwachpunkten der anderen herumzureiten, nur um diese klein zu halten und nicht unnötig aufzubauen, könnte man doch dadurch seine eigene Position schwächen. Und was noch viel schlimmer wäre, man könnte von einer anderen selbstbewussten Nation, die keinen vergleichbaren negativen Hintergrund und somit genügend Angriffsfläche vorweist, mit seinen eigenen Problemen konfrontiert werden, während unter den derzeitigen Gegebenheiten das Hauptmerk auf Deutschland gerichtet ist.

In den letzten 60 Jahren haben andere Völker ebenfalls schlimme Taten verübt.

Werden diese durch Vorurteile belastet, bzw. nur nach ihren Schattenseiten beurteilt?

Sicherlich ist es wünschenswert, dass andere Nationen durch Aufklärungsarbeit ihren Beitrag dazu leisten, die Geschichte aufzuarbeiten und die Wahrheit zu fördern, ob in der Schule, den Medien oder auch der Politik. Dann würden vermutlich peinliche Situationen ausbleiben, wie ich sie erlebt habe. So wurde ich bei einem Aufenthalt in den USA im Jahr 2001 von zwei Erwachsenen allen Ernstes gefragt, ob Hitler nach wie vor Deutschland regiere. Ich hatte das Gefühl, dass meine Verneinung ihr Weltbild und speziell ihr Bild von Deutschland durcheinander warf, ebenso wie der Erklärungsversuch, dass wir nicht mehr unter dem Naziregime stehen.

Doch selbst, wenn sie es besser gewusst hätten, wäre es eine sehr geschmacklose Art von Humor gewesen. Dieses persönliche Erlebnis machte mir klar, dass sich offenbar noch vieles grundlegend ändern und wohl noch viel Zeit vergehen muss, bis Deutsche ihren Makel ablegen werden können.

Apropos geschmackloser Humor: Leider haben Vorurteile nicht nur ihren Ursprung in fehlender Bildung bzw. mangelndes Taktgefühl und Niveau.

Auch in höheren Ebenen wird es immer wieder geschafft, Vorurteile zu schüren und speziell unser Volk auf geschmacklose Weise zu diffamieren. Ob das ein italienischer Politiker im Europaparlament ist, der einen deutschen Abgeordneten als Nazigeneral bezeichnet oder ob ein Sohn des britischen Thronfolgers auf einem Kostümfest eine Soldatenuniform trägt, welche mit den entsprechenden Armbinden mit Hakenkreuzen an Authentizität gewinnen soll, und keinen Zweifel an der erwünschten Aussagekraft offen lässt.

Allesamt unheimlich »witzige und geistreiche« Gesten, die mit Sicherheit nicht dazu beitragen werden, Menschen aufzuklären und Vorurteile abzubauen.

Leider gibt es nun mal immer irgendwo einen fruchtbaren Boden, der die Saat aufnimmt und einem dann, bei ausreichender Düngung und entsprechender Pflege, die Ernte beschert.

Die Bürger anderer Nationen können guten Gewissens ihren Stolz über ihre Herkunft in der Öffentlichkeit preisgeben und als Patrioten gelten, sie können problemlos heimatverbunden sein, auch wenn ihr Völker ebenfalls Schatten in der Geschichte vorweisen.

Leider fällt es schwer, als Deutscher solche Äußerungen zu machen, denn der Patriotismus ist zaghaft und schwankend. Man wird zum Ignorant der Geschichte, eines 12jährigen Abschnittes der deutschen Geschichte, abgestempelt.

Ich wurde 1979 geboren, 34 Jahre nach Kriegsende.

Was können wir, die jetzige Generation, für das Regime im Dritten Reich mit seinen Verbrechen? Was werden unsere Kinder und deren Kinder wiederum für diese Taten können?

Chaoten wird es immer geben, in dieser Nation nicht mehr als in jeder anderen. Einige irre Nazis gibt es auch heute noch, verteilt auf der ganzen Welt.

Warum richten sich Verurteilungen, welche in diesem Fall begründet sind, nicht ausschließlich gegen diejenigen, welche offensichtlich nichts im Laufe der Jahre dazugelernt haben?

Warum richten sie sich in Form von Vorurteilen gegen das gesamte deutsche Volk, das als geschichtlicher und geographischer Ursprung für dieses Übel verantwortlich gemacht und dadurch mit nazistischer Denkweise automatisch in Verbindung gebracht wird?

Alle, die solche Vorurteile äußern, sollten sich doch einmal folgende Fragen stellen:

Geht es ihnen darum, dass nazistische Ansichten bzw. Handlungen zu verurteilen sind?

Ist es ihnen wichtig, solch eine Ideologie zu unterbinden und eine Wiederholung der Geschichte zu vermeiden?

Wenn dem so ist, sollte sich der Unmut nur gegen solche richten, die tatsächlich schreckliche Ansichten vertreten. Diese sind zum Glück eine kleine Minderheit.

Es ist eine Frage des Respekts gegenüber denjenigen, die, wie in diesem Buch beschrieben, sehr viel dafür getan haben, Menschen zu helfen, sowohl damals als auch heute.

Ein Vorurteil ist nicht die Lösung eines Problems, sondern nur der einfache, bequeme und feige Ausweg, einer unangenehmen Tatsache zu entfliehen und Verantwortung weiterreichen zu können.

Kevin Scott Mc Pherson

HEIDE ELFENBEIN

wurde am 13. Juni 1934 in Bad Oeynhausen als älteste Tochter des Diplomchemikers Dr. Erich Asendorf und seiner Frau Anny geboren. Sie wuchs mit ihren drei jüngeren Geschwistern in verschiedenen Gegenden Deutschlands auf, in die sie durch die Politik im Dritten Reich, durch Kriegs- und Nachkriegswirren mit ihrer Familie verschlagen wurde.

1954 machte sie in Berlin Abitur, studierte dann in Frankfurt (Main) Germanistik und Kulturwissenschaften und wandte sich intensiv dem Theater zu. Sie absolvierte eine Ballettausbildung.

1959 heiratete sie Dr. Manfred Strauß. Aus dieser Ehe gingen zwei Söhne hervor.

Nach dem Studium arbeitete sie als Deutschlehrerin an einer amerikanischen Schule.

1962 zog sie mit ihrem Mann in den Taunus. Die Arbeit als Lehrerin am Gymnasium in Usingen gab sie auf, da die von ihr gegründeten Ballettschulen immer größer wurden. Über dreißig Jahre arbeitete sie als Ballettpädagogin in Usingen, Wetzlar, Bad Nauheim und Bad Homburg.

Fast zwanzig Jahre lang war sie die Erste Vorsitzende des Vereins für Darstellende Kunst e.V.

1987 heiratete sie Prof. Dr. Josef Elfenbein.

2001 zog sie nach der Emeritierung ihres Gatten mit ihm in dessen Heimat, nach England. Ihre Ballettschulen hat sie einer ehemaligen Schülerin übergeben.

Sie lebt heute in der Nähe von Cambridge und konzentriert sich ganz auf ihre schriftstellerische Tätigkeit.

1990 erhielt sie ihren ersten Lyrikpreis.

Sie ist Mitglied des

Freien Deutschen Autorenverbandes,
des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller.

Viele Jahre war sie die Stellvertretende Vorsitzende des Landesverbandes Hessen.

Sie veröffentlichte unter den Namen

Heide Asendorf
Heide Strauß-Asendorf
und
Heide Elfenbein.

Sie schrieb Lyrik, Kinderbücher, Kurzgeschichten. Besonders schnell hat sich ihr Roman

Die Jammerhecke

verkauft.

Er beschreibt die tragische Geschichte einer Familie im Taunus.

Sie war auch politisch aktiv. So war sie einige Jahre Stellvertretende Vorsitzende des Landesfachausschusses für Wissenschaft und Kunst des Landes Hessen der F.D.P.

